Hattingen, den 15. September 1910. 17. Jahrgang. — Nummer 37.

Der Bote aus dem Ruhrtal.



Billigstes Wochenblatt

für Stadt und Land.

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund".

Druck und Verlag von C. Hundt sel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Für die Redaktion verantwortlich: C. Zänker in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal" gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Bergleute unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht, und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie sieht's aus in der Welt?

Die Fleischteuerung

hat zurzeit für große Teile der Bevölkerung die Bedeutung einer brennenden Tagesfrage. In einer ganzen Reihe von kommunalen Körperschaften sind Beschlüsse angenommen worden, die um schleunige Abhilfe dieses Mißstandes ersuchen. Wenn man ganz vom Parteistandpunkt absieht, ob man sonst agrarisch oder antiagrarisch gesinnt ist, jedenfalls bleibt es Tatsache, daß ein großer, vielleicht der größte Teil der Bevölkerung und namentlich der Mittelstand und die arbeitenden Klassen in ihrem Haushalt durch diese Teuerung schwer belastet werden. Unter diesen Umständen verdient jeder Vorschlag zur Abhilfe in ernstliche Erwägung gezogen zu werden. Im Interesse der Volksgesundheit und Volksernährung muß jedenfalls ein Ausgleich der Interessen gesucht werden, um einer dauernden Unterernährung der Bevölkerung vorzubeugen. Einen guten Eindruck würde es auch machen, wenn die Regierung den allgemeinen Klagen gegenüber sich nicht gar so kühl und gleichgiltig verhielte. Sollten sie ihr, wie die von uns wiedergegebene Aeußerung aus dem Landwirtschaftsministerium vermuten läßt, unberechtigt oder auch nur übertrieben erscheinen, so möge sie diese ihre Ueberzeugung vor der Oeffentlichkeit darlegen und begründen. Ihr beharrliches Schweigen auf alle Wünsche und Forderungen der Bevölkerung kann die vorhandene Mißstimmung nur vertiefen.

Das Programm der Kronprinzenreise nach Ostasien

ist nunmehr amtlich festgestellt worden. Der Kronprinz wird nach einer mit Aufenthalt in Ceylon verbundenen Seefahrt am 17. Dezember dieses Jahres in Bombay eintreffen. Es folgt der Besuch Indiens, für den ein Zeitraum von einigen Wochen zur Verfügung steht. Wie der Besuch in Indien im einzelnen sich gestalten wird, bedarf noch näherer Bestimmung. Spätestens mit dem 14. Februar wird der Kronprinz von Kalkutta aus die Weiterreise nach Bangkok antreten. Unterwegs ist ein Aufenthalt in Singapore vorgesehen. Von Siam aus kommt noch ein Ausflug nach Java in Frage. In diesem Falle würde der Kronprinz von Java aus Mitte März in Hongkong eintreffen und von dort aus noch nach Kanton und nachher nach Schanghai fahren. Daran würde sich ein mehrtägiger Besuch Kiautschous anschließen. Die Ankunft des Kronprinzen in Peking ist gegen den 10. April, diejenige in Tokio um den 25. April geplant. Anfang Mai könnte dann die Rückreise über Sibirien angetreten werden.

In Hessen ist eine sozialdemokratische Protestversammlung gegen den Zaren verboten

worden, die vom sozialdemokratischen Kreisverein Offenbach einberufen war. Zur Begründung des Verbots wird der Ton angeführt, in dem die Einladung zur Versammlung gehalten sei; die Einladung spreche von dem Vertreter des russischen Henkersystems, dem „Menschenschlächter im Purpurmantel, belastet mit der Blutschuld seiner Schergen", dem „Blutzaren", und lasse die Annahme begründet erscheinen, daß eine Aufreizung der Masse zu Gewalttätigkeiten beabsichtigt sei.

Wegen Beleidigung eines Streikbrechers

verurteilte das Schöffengericht Berlin-Mitte den Gastwirt Karl Uter zu zwei Wochen Gefängnis. Der Angeklagte besitzt eine Wirtschaft in der Holzmarktstraße; dort verkehrten, als im Sommer ein Streik der Schmiede ausgebrochen war, mehrere Ausständige. Als eines Tages auch ein Schmiedegeselle, der die Arbeit nicht niedergelegt hatte, das Lokal betreten wollte, gab ihm der Angeklagte einen Stoß vor die Brust und wies ihn mit den Worten hinaus: „Du Lump, du Streikbrecher! Während die andern streiken, arbeitest du!" Das Gericht erkannte auf die oben erwähnte Strafe, die, wie der Vorsitzende bemerkte, noch weit höher ausgefallen wäre, wenn dem Angeklagten nachzuweisen gewesen wäre, daß er den Arbeitswilligen zur Niederlegung der Arbeit habe nötigen wollen.

In Nimes sind mehrere

französische Soldaten als Landesverräter

entlarvt worden. Vier Soldaten des in Nimes belegenen 3. Kolonialartillerieregiments, die wegen Landesverrats verhaftet worden waren, sind nach dem Fort St. Nikolaus bei Marseille in Gewahrsam gebracht worden. Aus Nimes wird noch berichtet, daß dort weitere drei Kolonialartilleristen verhaftet worden seien, die im Verdacht stehen, an dem Landesverrat beteiligt zu sein.

Die französischen Eisenbahner

fangen wieder an, zu rebellieren. Der Beschluß des Arbeitsministers, den Sekretär des Eisenbahnsyndikats der Staatsbahnen Renault wegen einer Flugschrift über den Syndikalismus vor einen Disziplinarrat zu stellen, hat unter den Eisenbahnern lebhafte Erregung hervorgerufen. Der Ausschuß des nationalen Syndikats der Eisenbahnarbeiter hat einen Aufruf erlassen, in dem erklärt wird, die etwaige Entlassung Renaults würde den Ausbruch der Streikbewegung beschleunigen. Die Eisenbahner würden diese neue Herausforderung nicht ruhig hinnehmen, sondern zeigen, daß sie sich mit Renault solidarisch fühlen.

Nach einer Mitteilung italienischer Blätter ist

ein Entscheidungskampf in Abessinien

zwischen den Regierungstruppen unter Ras Mikael und den Anhängern des aufständigen Ras Wolie in den nächsten Tagen zu erwarten. Auf Veranlassung der Regierung von Addis soll Ras Mikael, der seinem Gegner kampfbereit gegenüberliegt, noch eine Zeitlang bis zur Eröffnung der Feindseligkeiten warten, da man immer noch an eine Unterwerfung der Aufständigen glaubt. Ras Mikael ist jedoch anderer Ansicht. Er hat seine Häuptlinge um sich versammelt und bereits vor einigen Tagen erklärt, Ras Wolie nur noch eine kurze Frist gewähren zu wollen. Dann wolle er den Feldzug eröffnen, selbst wenn von seiten der Regenten eine andere Anweisung gegeben ist. Die Gesamtmacht Ras Mikaels wird auf 70 000 Mann geschätzt. Bei Sokota hat zwischen zwei anderen Heeresabteilungen ein Gefecht stattgefunden, bei der die Regierungspartei Siegerin blieb. Die Truppen des Ras Olie wurden geschlagen, tausend Tote bedeckten das Schlachtfeld.

Ein interessantes Bild bietet der

Ausfall der jüngsten amerikanischen Kongreßwahl.

Die sogenannten Aufständischen der republikanischen Partei, die unter Theodor Roosevelts Führung eine Tarifrevision anstreben und die Monopole der übermächtigen Trusts zu brechen bestrebt sind, haben gegenüber den alten „regulären" Republikanern nennenswerte Erfolge errungen. Es ist anzunehmen, daß sie mit den Demokraten zusammen jedenfalls demnächst die Mehrheit im Kongreß gewinnen und die Tarifrevision durchsetzen werden. Allerdings erwartete man auch schon von dem jetzigen Präsidenten Taft eine Entwicklung in diesem Sinne. Der Einfluß der Trusts und der Wallstreet hat sich jedoch als mächtiger erwiesen, als man annehmen konnte. Nun aber scheint Roosevelt auf seiner Wahlkampagne das Ohr des amerikanischen Volkes gefunden zu haben. Die Ausbeutung der Natur- und Goldschätze Amerikas zugunsten einiger weniger großen Gruppen will er beseitigt wissen und das Interesse der Allgemeinheit weit mehr, als bisher geschehen, in den Vordergrund stellen. Da schließlich diese Allgemeinheit bei den Wahlen entscheidet, so muß sich diese Tendenz als Wahlparole zugkräftig erweisen. Allerdings wird Roosevelt jetzt von mancher Seite, von der er vorher maßlos gefeiert wurde, ebenso maßlos befehdet und geschmäht. Indessen, das ist in der amerikanischen Politik nun einmal Sitte, und der vielerfahrene Expräsident wird sich darum keine grauen Haare wachsen lassen. Ist er erst einmal wieder am Ruder, so wird freilich abgewartet werden müssen, ob er wirklich der Mann ist, der so eifrig bekämpften Hydra den Kopf abzuschlagen.

Die Vendetta auf Korsika

kann trotz aller strengen Maßregeln nicht beseitigt werden. Nachdem man erst vor kurzem ein Blutbad zu verzeichnen hatte, das wegen Familienhasses angerichtet wurde, und vier Männern einer Familie Fratatei das Leben kostete, liegt schon wieder ein ähnliches furchtbares Drama vor. Ihm liegt folgendes zugrunde: Vor kurzem wurde viel Aufhebens von dem vorgeblichen Tode des gefürchteten Banditen Sanguinetti gemacht. Sein 60jähriger Vater Ambrosio war gerade beim Zusammenhäufen von Luzerne in seiner Besitzung von Quertiolo beschäftigt, als plötzlich zwei Schüsse fielen. Der Greis sank mitten in die Brust getroffen lautlos nieder; Herz und linker Lungenflügel waren durchbohrt. Die gerichtliche Untersuchung durch die Staatsanwaltschaft von Bastia förderte nichts zutage. Die Personen, die in der Umgebung arbeiteten, wollten nichts gesehen, sondern nur Schüsse aus einer dichten Hecke fallen gehört haben. Die öffentliche Meinung hielt die Tat für eine Vendetta. Diese Ansicht scheint sich zu bestätigen; denn schon ist in Qurecilio ein neues Verbrechen begangen worden. Der 28jährige Schweinehirt Francisco Albertino trieb seine Herde in Begleitung seines 15jährigen Vetters Mattei und eines gewissen Pietri, mit dem er plauderte, heim, als plötzlich ein bewaffneter Mann vor dem an der Spitze der Herde schlendernden Mattei auftauchte. Man achtete nicht auf ihn und er folgte der Herde, indem er in dem Weggraben marschierte. Kaum waren aber Albertini und Pietri an dem Manne vorübergeschritten, als zwei Schüsse fielen. Albertini sank tot zu Boden, während Pietri und Mattei die Flucht ergriffen, ebenfalls von Schüssen verfolgt. Der oder die Mörder richteten das Opfer furchtbar zu. Das ganze Gesicht des Unglücklichen war zerhackt und eine Schrot-

Das warnende Beispiel.

Von Eva Gräfin von Baudissin.

„Ich bin zu lange draußen gewesen," wiederholte Karlos von Sacken eigensinnig und sah verächtlich über den Kieler Hafen fort: sollte er immer von neuem betonen, daß ihm jeder Hafen unbedeutend und häßlich nach dem Rios vorkam, daß ihn die europäischen Städte nach denen Japans anwiderten, daß ihn nach der Schönheit der Südsee-Inseln keine Landschaft mehr reizen konnte?

„Haben wir alles durchgemacht, mein Lieber", tröstete ihn der lange Wennicke, als wüßte er ganz genau, was hinter dem Mützenschirm des Freundes für ketzerische Gedanken saßen. „Erst plagt einen brennendes Heimweh, eine fast kindische Sehnsucht, als erwartete uns hier wunder was — und dann kommt die fatale Ernüchterung: Alles ist seinen Weg ruhig weiter gegangen, als wäre man an keines Menschen Schicksal beteiligt — ist man ja auch eigentlich nicht! — aus Kindern sind Menschen geworden, die womöglich schon wieder Kinder haben, kurzum, alles hat sich entwickelt, ist vorwärts gekommen — und dann, mein Lieber, tritt eben der Moment ein, wo man sich gesteht: „nur du selbst bist stehen geblieben —"

„Na, ich bitte Dich", unterbrach Karlos ihn so heftig, daß der lange Wennicke mit Genugtuung bei sich feststellte, daß er sicherlich einen empfindlichen Punkt getroffen haben mußte, „weshalb sollte denn unsereins stehen geblieben sein? Nur weil er nicht geheiratet hat?! Dieser Weg zur Evolution scheint mir denn doch mehr als zweifelhaft. Und daß ich in all den Jahren draußen versucht habe, mich weiter zu bilden und meine Charaktereigenschaften zu festigen, das kannst Du mir glauben! Und das verstehe ich unter Vorwärtskommen."

Er hielt seinen Zuhörer wohl für besiegt, denn er machte ein mehr verwundertes als empörtes Gesicht, als er die Antwort hörte: leichthin, als handele es sich um einen Spaß, machte ihm Arnold Wennicke den Vorschlag, über die errungene Festigkeit seiner moralischen Qualitäten eine Wette einzugehen!

„Du bist verrückt, Wennicke!"

„Den Ausdruck hast du auch schon früher für mich gebraucht — ich sehe keine Erweiterung deiner Duldsamkeit oder deiner Menschenkenntnis darin. Und was bekomme ich, wenn ich dir beweise, daß du auf dem Status quo ante stehst, in jeder Hinsicht?"

„Wähl' dir aus, was du willst. Ich hab' ja genug Kostbarkeiten mitgebracht —"

„Prahlen — ganz wie einst", bemerkte der Kapitän zur See, zog sein Notizbuch und malte schnell eine Art Hieroglyphe hinein.

„Stenographieren ist mir immer zuwider gewesen, dieses Unpersönliche, Maschinenmäßige —"

„Herabsetzen aller Fähigkeiten des Nächsten — die man selbst nicht besitzt, Nummer zwei."

Wieder machte er ein Zeichen und steckte das Buch dann in seine Brusttasche.

Der Heimgekehrte hob ein wenig die Achseln, als empfände er schon jetzt die Beobachtung als höchst peinlich und beschwerend. Und plötzlich sagte er:

„Solltest du überhaupt darunter verstanden haben, daß ich mein eigenes Ich aufgegeben hätte, so irrst du dich! Denn dazu lag auch nicht die mindeste Veranlassung vor. Als ein anderer kann und will er dir gar nicht erscheinen."

„Wir wollen uns nicht streiten in der ersten Stunde der Begegnung. Laß uns lieber ein Glas Wein zusammen trinken, wie es deutschen Männern in allen feierlichen und frohen Momenten ein Herzensbedürfnis ist."

Karlos von Sacken überhörte den spöttischen Ton, der ganz heimlich aus den warmen Worten herausklang. Aber er hatte eine unbehagliches Gefühl — als ginge er ständig auf Glatteis.

Sie setzten sich oben in ein kleines Zimmer des Jachtklubhauses. Türen und Wandbekleidung zeigten eine Nachahmung der schönen Holzschnitzereien, die die alte Lübecker Schiffergesellschaft schmückt. Rheinwein durstete aus den Gläsern und allmählich fand sich eine ganze Tafelrunde zusammen — mehr oder weniger alle aus Sackens und Wennickes „crew" — das heißt, dienstlich vom selben Jahrgang, im allgemeinen auch vom selben Alter. Wie's immer ist, sprachen sie anfangs von den frohen Kadettenjahren und ihren Streichen; dann vom Avancement und welche Kommandos jeder gehabt hatte; und dann überzählten sie, wer von ihnen noch aktiv sei, wer schon ein militärisches Ende gefunden hatte — und schließlich kamen die an die Reihe, die draußen in der See ihren letzten Schlaf schliefen. Das waren nicht wenige — im Laufe von bald dreißig Jahren war mancher geblieben. Auf die tranken sie ein stilles Glas.

„Der Schellenberg auch, der gute Kerl," sagte einer halblaut. „Uebrigens — das hast Du ja draußen miterlebt, nicht wahr, Sacken?"

Er bejahte. Aber das war schon jahrelang her. Und wenn man so wollte, war's fast ein Glück gewesen für den Schellenberg. Ein guter Kerl, gewiß; aber leichtsinnig — von der Zeh' bis zum Mützendeckel. In jedem Hafen alles verjubelt und womöglich noch gespielt — ein paarmal hatten sie ihn förmlich heraushauen müssen, wenn er sich in obskuren Wirtschaften mit allerhand Ge-

ladung durch den ganzen Körper gejagt worden, so daß Lunge und Herz durchbohrt und die Wirbelsäule gebrochen wurde. Die Arme waren zerschmettert und die Schultern zu Brei zermalmt.

)(Professor Garners Abenteuer mit „Susie".

Der amerikanische Professor R. L. Garner, der lange Jahre im afrikanischen Urwald verbracht hat, um das Wesen und die Sprache der Affen in ihrer natürlichen Entfaltung zu studieren, kehrt jetzt nach Amerika zurück. Er wird von einem jungen, weiblichen Schimpansen begleitet, der ihm in den fünf Monaten seiner Existenz ein verständnisvoller Genosse und guter Freund geworden ist. Susie — so heißt das Urwaldskind — soll gleichfalls die Blüte der Erziehungskunst darstellen, die Garner in seinem langjährigen, vertrauten Umgang mit den Affen des afrikanischen Dschungels gewonnen hat. Im World Magazine erzählt er von seinen Erfahrungen und Versuchen mit Susie, die seine bisherigen Experimente vervollständigen. Er hat bereits 21 Schimpansen sein eigen genannt und noch eine viel größere Anzahl dieser Tiere im wilden Zustande beobachtet, wenn er in seinem gegen die Angriffe der Löwen und Tieger geschützten Käfige seine Tage mit dem Studium der Affenseele verbrachte. Aber ein geschickterer, angenehmerer und klügerer Vertreter seiner Rasse ist ihm noch nicht vorgekommen, als Susie, wenngleich er sich entschieden dagegen verwahrt, daß sie etwa ein Wunderkind sei. Sie leistet und vollbringt nur das, was eben ein normaler Schimpanse, der von frühester Jugend an unter menschlicher Aufsicht steht, durchaus mit seinen Geisteskräften erreichen kann. Als Susie fünf Wochen alt war, nahm Professor Garner das Aeffchen ganz allein unter seinen Schutz und in seine Erziehung. „Ich halte sie durchaus nicht etwa für eine Ausnahme und will auch nicht behaupten, daß sie menschliche Intelligenz oder etwas derartiges besäße, aber physiologisch betrachtet, ist Susie einem menschlichen Kind von etwa 1—2 oder 2—3 Jahren gleich." Garner kann an dem Beispiele Susies nachweisen, daß die von vielen wissenschaftlichen Autoritäten vertretene Ansicht von der Farbenblindheit der Schimpansen unrichtig ist. Schon früher hatte er an wenigstens sieben verschiedenen Schimpansen beobachtet, daß jeder von ihnen verschiedene der Primärfarben mit ebensolcher Sicherheit und Genauigkeit unterscheiden kann, wie der normale Mensch. Mit Susie hat er nun diese Experimente fortgesetzt und vervollkommnet. Der Affe bekommt einen länglichen Kasten mit sechs verschiedenen Fächern, deren Deckel einzeln in die Höhe gehoben werden können. Die Deckel sind abwechselnd rot und grün gefärbt. In den Fächern unter den roten Deckeln befinden sich kleine Stückchen Zucker, unter den grünen Stückchen von Frucht oder Nuß. Der Professor hält dann Susie etwas Zucker und etwas Frucht oder Nuß hin, um festzustellen, welcher Leckerbissen ihr gerade lieber ist. Hat Susie gewählt, dann stellt er den Kasten vor sie hin und erzählt ihr in deutlichem Ton: „Zucker im roten" und „Nuß im grünen". Dann öffnet Susie mit Sicherheit die Deckel der Farbe, unter denen der von ihr bevorzugte Leckerbissen sich befindet. 21 Mal hat sie so nacheinander die roten Deckel geöffnet, ohne die grünen zu berühren und 18 Mal hintereinander die grünen, mit sorgfältiger Vermeidung der roten. Garners Absicht geht durchaus nicht auf irgendwelche Abrichtung der Affen, sondern er will nur die in den Affen vorhandenen Fähigkeiten wecken und feststellen. Ebenso zeigte Susie auch bei einem Kasten, der Deckel mit roter, weißer und blauer Färbung besaß, einen sicheren Farbensinn und eine scharfe Unterscheidung der einzelnen Farben. Der Professor fertigte für Susie einen Würfel, einen Zylinder, einen Ball und eine Pyramide von festem Holz an. Sie unterscheidet nicht nur die verschiedenen Formen durch bloßes Sehen, sondern sie hat auch allmählich gelernt, die Figuren nach ihrem Namen herauszufinden. Außerdem weiß Susie ihren eigenen Namen und die Bedeutung von einer ganzen Anzahl abstrakter Worte, wie „Komm her", „Geh weg", „Setz dich", „Nimm auf diesem Stuhl Platz" usw. Susie lernt die Bedeutung von Worten rascher erfassen, als irgend ein anderer Affe, den Garner besaß, aber sie macht gar keine Anstrengungen, sprechen zu lernen und stößt nur selten einen Laut in ihrer eigenen Sprache aus. Vielleicht hat die längere Abwesenheit vom Urwald die sonst so kluge Susie, die sonst so vieles vor ihren im Freien lebenden Gefährten voraus hat, verstummen lassen.

)(Eine französische Streichholz-Statistik.

Aus Paris wird berichtet: Die soeben erschienene Statistik über die französische Streichholzproduktion, die bekanntlich ein Monopol des Staates ist, schließt mit dem Ergebnis ab, daß im letzten Geschäftsjahre nicht weniger als 47 000 Millionen Streichhölzer in Frankreich hergestellt und verkauft wurden. Aber die großen französischen Fabriken, die in Pantin, Marseille, Trelaze, Begles, Aix und in Santines Zündhölzer herstellen, decken nicht den gesamten Bedarf, alljährlich werden etwa 6000 Millionen Streichhölzer aus dem Ausland bezogen, davon 84 Millionen aus Deutschland. Der Verbrauch von Streichhölzern in Frankreich hat in den letzten 20 Jahren, seitdem das Staatsmonopol eingeführt ist, gewaltige Fortschritte genommen. Noch im Jahre 1890 betrug der Konsum 16 000 Millionen, während er heute fast das Dreifache dieser Zahl erreicht hat. Man hat ausgerechnet, daß jeder Franzose, Frauen und Kinder mitgerechnet, im Jahre 1136 Streichhölzer verbraucht, also etwas mehr als drei am Tage pro Kopf der Bevölkerung. Im Jahre 1908 gab das französische Volk nicht weniger als 40 Millionen Mark für seine Zündhölzer aus; von dieser Summe sind 24 Millionen Reingewinn, die der Staatskasse zugute kommen.

)* Frauen als Forschungsreisende

In London hat vor kurzem eine unerschrockene Dame, Agnes Deans Cameron, die eine Reise von 1000 englischen Meilen durch die arktischen Gegenden gemacht hat, einen vielbesprochenen Vortrag über ihre Erlebnisse gehalten. Miß Cameron, die in Victoria-Vancouver geboren wurde, war zuerst als Schullehrerin tätig, wandte sich dann dem Journalismus zu und wurde schließlich aus ihrem Drang nach Abenteuern und ihrer Liebe zur geographischen Forschung heraus Entdeckungsreisende; die alle Mühen und Gefahren dieses entsagungsvollen Berufes freudig auf sich nahm und mit Glück überwand. Miß Cameron ist nicht die einzige Frau, die sich in der Geschichte der Erderforschung einen Namen gemacht hat. Ihre Vorgängerin war Mrs. Leonidas Hubbard, die 1905 einen gefahrvollen Marsch von 600 englischen Meilen durch das unerforschte Labrador unternahm. Sie trat die Reise an, um das Vermächtnis ihres Mannes zu erfüllen, der das Ziel seines Lebens in der Ergründung arktischer Probleme gesetzt hatte und auf einer Expedition 1903 den Entbehrungen erlegen war. Da die kühne Frau fürchtete, daß man alles versuchen würde, um sie in ihrem Entschluß wankend zu machen, trat sie ganz im geheimen ihre Reise an, nur von drei indianischen Führern und einem Eskimo begleitet. Ihr plötzliches Verschwinden erregte den Glauben, daß sie gestorben sei, aber sie kehrte glücklich zurück, nachdem sie viele aufregende Abenteuer bestanden und alle Unbilden und Gefahren des Klimas durchgekostet hatte. Diejenige Frau aber, die den Nordpol am nächsten gekommen ist, ist die Gattin des Nordpolentdeckers Peary, die ihn als junge Frau auf einer seiner Expeditionen begleitete und mit ihm in arktischen Gegenden überwinterte. Eine der weitesten Reisen, die wohl je eine Vertreterin des zarten Geschlechts gemacht hat, ist die Durchquerung Afrikas vom Kap bis Kairo, die eine junge Engländerin, Charlotte Mansfield, durchführte. Sie legte in sieben Monaten 16 728 englische Meilen zurück. Dabei war sie auf der ganzen Wanderung von keinem anderen Weißen begleitet, sondern hatte nur Eingeborene um sich und legte einen großen Teil der Reise zu Fuß zurück. Mit ihrer schwarzen Reisegesellschaft aber machte sie die besten Erfahrungen. Sie erzählt, daß sie überall mit großer Verehrung aufgenommen wurde, und wenn die „weiße Dame", wie sie die Eingeborenen nannten, sich einem Dorfe näherte, dann war dieses häufig schon durch Signale in der Trommelsprache auf ihr Erscheinen vorbereitet und gewährte ihr gastliche Aufnahme. Miß Mansfield ist zwar die erste Frau gewesen, die eine vollständige Durchquerung Afrikas zu Lande unternahm, aber sie hat zahlreiche mutige Vorgängerinnen, die gefahrvolle Afrikareisen unternahmen. Lady Baker begleitete ihren Mann auf seinem Eindringen in Zentralafrika und Miß H. M. Kingsley erforschte, nur von einer kleinen Eskorte von Eingeborenen begleitet, das gefürchtete Gorillagebiet in Westafrika. Sie verbrachte viele Wochen unter Menschenfressern und setzte dabei fast täglich ihr Leben aufs Spiel, durchzog weite Strecken Landes, die bisher noch vom Fuße keines Europäers betreten worden waren. Eine Veteranin unter den weiblichen Forschungsreisenden ist Mrs. French Sheldon, die sich rühmen darf, als erste Frau zum Mitglied der Londoner königlichen geographischen Gesellschaft erwählt worden zu sein. Vor fast einem halben Jahrhundert machte sie als 16jähriges Mädchen ihre erste Reise rund um die Welt. Als Besitzerin eines großen Vermögens konnte sie ihrem Wunsch nach dem Studium fremder Länder freien Lauf lassen. Sie machte noch zwei weitere Weltreisen und widmete sich dann der Erforschung des afrikanischen Kontinents. Ganz allein, von keinem Weißen begleitet, drang sie bis zu den Stanleyfällen und in das Kasaigebiet vor. Mitten unter Kannibalen zündete sie ihr Lagerfeuer an und nahm Aufenthalt unter den primitiven Zwergvölkern. Mit 30 wilden Eingeborenenstämmen, zu denen sie auf ihren Reisen in Beziehungen trat, schloß sie Blutsbrüderschaft und bekam so Kenntnis von den geheimen Kulten und Gesellschaften, die unter den Wilden Ostafrikas und der Kongogebiete bestehen. Durch ihre Studien über den Fetischismus und andere religiöse Vorstellungen leistete sie der Wissenschaft bedeutende Dienste.

* Das „sterilisierte Kind" als Scheidungsgrund.

Ein seltsamer Scheidungsprozeß ist nun in Los Angeles in Kalifornien zum Abschluß gekommen: Mr. Tanner und seine Frau Eleanor, die Eltern des „sterilisierten Kindes", werden fortan getrennt ihren Lebensweg wandeln. Frau Tanner hatte die Scheidung wegen böswilliger Verlassung beantragt. Er aber erschien überhaupt nicht an Gerichtsstelle, ließ sich durch Freunde vertreten und erklären, daß seine Frau ihn durch ihre Bazillenfurcht aus dem Hause „heraus-sterilisiert" habe. Frau Tanner ist vielfache Millionärin, und ihre kleine Tochter Betty, die dereinst ein Vermögen von 100 Millionen erben wird, ist in ganz Kalifornien als „die menschliche Orchidee" berühmt. Denn mehr Vorsichtsmaßregeln gegen die Gefahren der bazillengetränkten Welt sind wohl kaum für ein Kind getroffen worden. Unmittelbar nach Bettys Geburt siedelte das Ehepaar nach Los Angeles über, damit der kleine Sprößling ein Leben in frischer, keimfreier Luft führen könne. Mit der Zeit aber wuchs die Angst der Mutter vor den bösen Bazillen immer mehr. Nach den Angaben von Mrs. Tanner wurde ein besonderes Haus errichtet, das eine seltsame Sehenswürdigkeit von Los Angeles ist. Das Bauwerk wurde buchstäblich um das Baby herumgebaut. Zuerst wurde das Grundstück „sterilisiert", dann jeder Stein, jeder Tropfen Wasser, alles, was nur zum Bau verwendet wurde, unterlag einer peinlichen Behandlung, die alle Krankheitskeime vernichten sollte. Selbst die Luft, die die kleine Betty einatmet, wird sterilisiert; ebenso die Kleider, ihr Spielgerät, kurz, das kleine Wesen kann nichts tun, nichts anfassen, nichts berühren, was nicht vorher desinfiziert worden wäre. Der Vater durfte seine kleine Tochter nicht anfassen, nicht auf den Schoß nehmen, die Mutter fürchtete die Möglichkeit von Bazillenübertragung, ja sie selbst verzichtete darauf, ihren kleinen Liebling zu umarmen oder zu küssen, um sein Leben nicht in Gefahr zu bringen. Die Atmosphäre im Hause wurde schließlich so „keimfrei", daß Mr. Tanner die Flucht ergriff. Nur wenn seine Frau und sein Kind abwesend waren, besuchte er sein Heim. Nun hat das Gericht auf Scheidung der Ehe erkannt, und Betty ist endgültig von der Gefahr befreit, durch Berührung mit ihrem Vater ein Opfer der Bazillen zu werden.

Humoristisches.

Fatale Studienunterbrechung. „Junge, nimm dich zusammen! Du mußt das ganze Gymnasium absolvieren und dann Jura studieren!" — „Aber Vater, du bist doch auch bloß bis Quarta gekommen!" — „Ja, aber ich wäre viel weiter gekommen, wenn sie mich damals nicht zum Militär genommen hätten!"

Immer derselbe. Staatsanwalt: „Ich beantrage vier Jahre, hoher Gerichtshof!" — Angeklagter (Hausierer): „Sagen mer drei, Herr Staatsanwalt!"

Kleines Mißverständnis. Sachse (vorstellend): „Gestadden, Hoheit, Herr Doktor Gnebbchen, Schriftsteller . . . Ausgezeichnete Bicher iber's Bienenwäsen!" — Hoheit: „Aha! Schreiben über die Honiggewinnung." — Kneppchen: „Nee, Hoheit, iber's Deader!" (Flieg. Blätter.)

---

lichter eingelassen hatte. Keine Strafe, keine Mahnung nützte etwas; und daß es schlecht enden müsse, ja, das war vorauszusehen. Wie ein Gefäß überquellender Torheiten war er gewesen; eines Tages sprengten sie die Wände . . .

„Sein Tod war also eine Folge seiner Streiche?! Das wußte ich ja gar nicht," bemerkte ein noch sehr jung aussehender Offizier.

Sacken nickte; er sah ernsthaft vor sich hin. „Er wollte spät abends an Bord zurück," erzählte er, „wir lagen mit unserm Schiff draußen vor einem chinesischen Hafen — und das letzte Routineboot hatte Schellenberg natürlich wieder verpaßt. Er mag zuviel getrunken haben — oder hatte Opium versucht, wie schon ein paarmal — jedenfalls haben die Kerle, denen er sich zur Ueberfahrt anvertraut hat, gemerkt, daß sie ein leichtes Spiel haben würden. Am nächsten Morgen wurde seine Mütze aufgefischt und nach Jahren hieß es mal, man hätte sein Mörder ergriffen, als sie seine Uhr verkaufen wollten. Aber wer weiß, ob das wahr ist — wie vieles bleibt nicht ungerächt!"

Ein allgemeines Bedauern erhob sich; solch fröhlicher Kamerad und solch ein tragisches Ende —!

„Gewiß! Aber uns allen war's eine tiefernste Lehre und Warnung." Nachdenklich hob Sacken sein Glas, trank es aus und sagte als Moral seiner Erzählung:

„Schellenbergs Tod hat einen erschütternden Eindruck auf uns alle gemacht. Ja, ich möchte behaupten: eine Art innerer Umkehr bei allen bewirkt, die damals an Bord waren. Insofern darf man also auch seine Existenz durchaus nicht als ganz nutzlos oder überflüssig betrachten."

(Schluß folgt.)

Meine Mutter.

Als ich Pfarrer in Bilston war, erzählte der bekannte englische Prediger Owen in seinen Denkwürdigkeiten, hatte ich in meiner Schule einen Knaben, namens Sandal, das einzige Kind einer armen, braven Witwe. Niemals ist mir ein so fauler, streitsüchtiger, ungezogener Schlingel vorgekommen. Jede Strafe war vergeblich an ihm versucht worden und keine Disziplin imstande gewesen, ihn zu ändern, — er war die Plage der Schule und der Kummer seiner Mutter. Als er die Schule verlassen, wurde er nicht besser, er fiel von Stufe zu Stufe, gesellte sich zu Dieben, wurde verschiedene Male ins Gefängnis gesteckt, schließlich aber zu sieben Jahren Verbannung verurteilt. Damals war er 18 Jahre alt.

Während der Untersuchungshaft hatte ich ihn besucht; aber all mein Bemühen, ein Wort aus ihm herauszubringen, war vergeblich gewesen. Als er dann vom Gefängnis zum Schiff gebracht werden sollte, bekam seine Mutter die Erlaubnis, Abschied von ihm zu nehmen, und auf ihre Bitte begleitete ich sie.

Die alte Frau, von Schmerz überwältigt, konnte sich nicht von ihm losreißen, und wie ein Angstschrei kam das Gebet von ihren Lippen: „Herr, habe Erbarmen mit meinem unglücklichen Kinde!"

Ergriffen von ihrem Jammer legte ich ihr die Hand auf die Schulter und sagte tröstend: „Gott der Herr ist mit Ihnen, arme Mutter!" dann zu ihrem Sohne gewandt: „Ihr soll nichts mangeln!" Da, zum erstenmale begegnete das Auge des Verbrechers dem meinen — aber auch jetzt sprach er kein Wort. — Der Wagen setzte sich in Bewegung: eine ungeheure Menge umstand ihn. „O Gott, verlaß ihn nicht!" das war seiner Mutter flehender Abschiedsruf. Da heftete Sandal einen langen, letzten Blick — nicht auf sie, aber auf mich, als wollte er seinem Gedächtnis das mir fast unwillkürlich entschlüpfte Wort: „Ihr soll nichts mangeln!" unauslöschlich einprägen.

Die Zeit verging und Sandals Name wurde nicht mehr gehört. Mit dem tapferen Mut, der die verlorene Hoffnung dennoch festhält, mit der nimmer aufhörenden Liebe, die alles glaubet, alles hoffet, alles duldet, verzweifelte die arme Mutter keinen Augenblick an dem ungeratenen Sohn, dessen letzter Gedanke doch immerhin ihr gegolten hatte.

Erst nach Jahr und Tag kam Nachricht über Sandal. Mit einem anderen Sträfling sei er von Vandiemensland entflohen, und bei der Ueberfahrt nach der gegenüberliegenden Küste Australiens mit diesem im Meere umgekommen. So schien denn alle Hoffnung verloren.

Weitere vier Jahre waren vergangen; da saß ich einem stürmischen Novemberabend in meinem Studierzimmer und arbeitete, als mir ein Mann gemeldet wurde, der mich zu sprechen wünschte.

„Was will er denn?" fragte ich.

„Er meint, das könne er nur Ihnen allein sagen."

„Dann laß ihn eintreten."

Ein Mann von beinahe sechs Fuß Höhe trat ein, schloß die Tür sorgfältig hinter sich, und sich dann zu mir wendend, begann er: „Sie kennen mich wohl nicht mehr, Herr Pfarrer?" „Allerdings nicht; wer sind Sie?" „Ich bin — Sandal!" kam es zögernd aus des Mannes Mund. „Sandal? Sind Sie nicht von Vandiemensland entflohen?"

„Wissen Sie das, Herr?" rief er halb überrascht, halb beunruhigt.

„Was bringt Sie hierher, Unglücklicher?"

„Herr — meine Mutter —," er wollte weiter sprechen, aber es ging nicht. Einen Augenblick schwieg er, dann sprach er wie über ein Schluchzen hinweg: „Wissen Sie noch, Herr Pfarrer, was Sie sagten, als es mit mir fort ging?"

„Nicht mehr genau, Sandal."

„Aber ich weiß es. Wie Sie meine Mutter trösteten, haben Sie zu mir hingesehen und gesagt: Ihr soll nichts mangeln." —

„Es hat ihr auch nichts gemangelt, Sandal; Gott hat gesorgt."

„Ja, das hat er und hat's getan wie ein großer Herr: er hat aus meiner Mutter eine wohlhabende Frau gemacht."

„Eine wohlhabende Frau? Was denken Sie sich denn dabei?"

„Ich denke: zwölfhundert Pfund Sterling (vierundzwanzigtausend Mark), Herr Pfarrer!"

Auf diese letzten, mir völlig unverständlichen Aeußerungen begann Sandal nun hintereinander zu erzählen und mir sein Leben in den letzten fünf Jahren zu schildern. Ich erfuhr, wie ihn die Erinnerung an seine arme Mutter und an das Wort, das ich zuletzt gesagt: „Ihr soll nichts mangeln," nicht verlassen, wie ihn die bitterste Reue und der heiße sehnende Wunsch, für die Mutter zu sorgen, damit ihr nichts mangle, gekommen sei, wie er bei harter Zwangsarbeit gesonnen und gegrübelt, auf welche Weise er für sie etwas erwerben könne, wie er dann von den Goldgruben des Festlandes gehört und sich zuletzt mit einem anderen Sträfling verabredet habe, dorthin zu fliehen. In einem kleinen Boote, das sie sich zu verschaffen gewußt, mit Lebensmitteln, die sie monatelang zusammengespart und sich abgedarbt, wagten sie die Fahrt über das gewaltige Meer. Unsäglich waren ihre Anstrengungen und Entbehrungen gewesen, — als sie aber endlich Brisbane erreicht hatten, fanden sie, dank ihrer Geschicklichkeit im Goldgraben, Gelegenheit zu reichlichem Erwerb. Achtzehn Monate hatten sie dort gegraben.

„Und wie wir dreitausend Pfund Sterling zusammen hatten," schloß Sandal, „sagte ich zu dem andern: Bill, jetzt müssen wir teilen, und ich muß es der alten Frau bringen! Hast recht, sagte Bill, mach daß du fortkommst! Und hier, Herr Pfarrer, hier ist der ganze ganze Haufen Gold."

Dabei zog er unter dem Rock eine gut verschlossene Tasche hervor, die er an einem Riemen um den Hals befestigt hatte, und gab sie mir.

„Aber Sandal, wollen Sie denn nicht etwas von dem Gelde behalten?" fragte ich, nachdem ich den Inhalt der Tasche, zwölfhundert Pfund Sterling, in Banknoten herausgenommen hatte.

„Nein, Herr!" rief er hastig. Was soll ein Sträfling mit solchen Papieren? Alles, alles für meine Mutter; sie muß viel, sehr viel haben; ihr soll nichts mangeln, haben Sie gesagt."

Da nahm ich das Geld und versprach, es sicher für seine Mutter anzulegen. Sandal aber sprach zögernd: „Ich möchte meine Mutter wohl sehen, Herr Pfarrer. Ich habe mich auf der Straße nicht getraut, zu fragen, wo sie wohnt."

„Freilich wird's auch besser sein, daß ich Sie begleite."

So gingen wir zusammen fort. Der Novembersturm heulte durch die Straße und dichte Finsternis umgab uns; aber im Herzen war mir's warm, und hell ging mir ein Hoffnungsstern für den armen Sandal auf.

Ich öffnete die Tür der Witwe. Sie strickte geschäftig und sah nicht auf. Dann aber hörte ich drei Worte:

„Mutter! — „Mein Sohn!"

Ich schloß die Tür ab und ließ sie allein.

Der Witwe Gebete für ihren Sohn hatten reiche Frucht getragen; denn auch für ihn kam die Stunde, da er beten konnte: Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln!

Geisterbesuche in der Speisekammer.

Vor einem Polizeirichter im Westen Londons Themsestadt hatte sich ein 16jähriges Mädchen wegen Einbruchs und heimlichen Aufenthalts, verbunden mit Mundraub, in dem Hause einer wohlhabenden Familie von West-Kensington zu verantworten. An einem Nachmittag war das Dienstmädchen aus ihrem im oberen Stock liegenden Schlafzimmer mit dem Schreckensruf nach unter gekommen, daß unter ihrem Bett jemand sich versteckt habe. Die allein mit dem Mädchen daheim weilende Tochter des Hauses griff nach einer in ihrem Besitz befindlichen Polizeipfeife und eilte beherzt mit der Dienstmagd nach oben. Unter dem Bett befand sich zwar niemand, und auch alle anderen Verstecke durchsuchte man vergebens, doch als Miß Edgar zuletzt einen großen Reisekoffer öffnete, erblickte sie eine Hand, einen bloßen Fuß und ein Paar Augen. Schnell schloß sie den Koffer und rannte auf die Straße hinab, wo sie die Pfeife schrill ertönen ließ. Es kam auch sehr bald ein Polizist herbei und ließ sich zu dem Koffer führen. Den fand man aber leer. Nach kurzem Suchen jedoch entdeckte man in einer großen Truhe, die zur Aufbewahrung von Wäsche diente, ein nur mit einer großen Schürze bekleidetes junges Mädchen. Zur Polizeistation gebracht, gestand der merkwürdige „Findling", sich bereits seit vierzehn Tagen in dem Haushalt der Edgar verborgen gehalten zu haben. Tagsüber habe sie in irgendeinem Versteck geschlafen und des Nachts sei sie umhergewandert, um nach eßbaren Dingen zu suchen, berichtete Annie Dolman der Wahrheit gemäß. Nun wußten die Leute sich endlich die geheimnisvollen Geräusche zu erklären, von denen sie in letzter Zeit des Nachts oft beunruhigt wurden, nach deren Ursache sie aber stets vergeblich geforscht hatten. Auch das Verschwinden von Lebensmitteln und übriggebliebenen Speisen aus der Vorratskammer war ein Gegenstand der Bestürzung und Verwunderung gewesen. Da man das Dienstmädchen als ehrlich und frei von naschhaften Gelüsten kannte, das Vermißte auch von den Haustieren nicht fortgeschleppt sein konnte, sprach man scherzhaft von einem hungrigen Geist, der nächtlicherweile sich in der Speisekammer gütlich tue. Die Eltern der Dolman wohnen in Chippenham, und das Mädchen war seit kurzem in einem Wirtshaus in Wandsworth bedienstet gewesen. Anfang August war sie von dort fortgelaufen, hatte sich eine Weile umhergetrieben und dann Gelegenheit gefunden, unbemerkt in jenes Haus zu gelangen.

Barry, der treue Hund vom Hospiz auf dem Großen St. Bernhard,

der so viele verirrte Wanderer errettet hat, und soviel von den Touristen geliebkost wurde, ist nicht mehr, auf recht tragische Weise ist er bei der Ausübung seines Berufes ums Leben gekommen. Mit einem der Mönche war er zwei vom Unwetter überraschten Reisenden entgegengezogen. Der Wind raste über den Schnee und wühlte in den Klüften, ein dichter Nebel deckte das Gebirge und hüllte alles in dunkle Nacht. Barry entfernte sich vom Wege, wie es seine schwere Aufgabe erforderte; sein Begleiter rief und pfiff ihn, aber Barry kam nicht. Der Klosterbruder, der die Gewohnheiten des treuen Hundes wohl kannte, verwunderte sich keineswegs, wußte er doch, daß Barry oft vom Wege abging und sehr oft die Mönche vom Hospiz auf die Spur verirrter Wanderer leitete. Oft blieb er sogar stundenlang weg, aber es war nie ohne Grund. Der Mönch ging daher seinen Weg weiter, den beiden Touristen entgegen, und zwei Stunden später kehrte er zum Hospiz zurück. Barry aber blieb unauffindbar. Tags darauf fand ihn der Pater Clavandier am Fuße eines Abgrundes tot, als ein Opfer seiner hingebenden Pflichterfüllung. Wie sich der Unfall zugetragen hat, weiß niemand, doch nimmt man an, daß ein rollender Stein das Tier in den Abgrund gerissen hat. Mit Barry verliert das Hospiz den schönsten und besten seiner Hunde, und dieser Verlust wird gerade jetzt beim Beginn des Winters besonders schwer empfunden werden, wo der treue Hund ganz hervorragende und schätzenswerte Dienste leistete. Selbstverständlich wird sein Fell ausgestopft und im Hospiz aufbewahrt werden. Sein weltberühmter Vorgänger ist bekanntlich im Museum zu Genf ausgestellt.

Die Stiefel.

Humoreske von Eva-Marie Stosch.
(Nachdruck verboten.)

Rundum im Lande kannte man den Ruhm Treffs, des Polizeihundes von Düfteldingen. Die Hühnerdiebe und Banktäuber wanderten aus, denn es war kein Geschäft mehr zu machen, seit Treff auf ihren Spuren wandelte. Alles brachte dieser Hund ans Licht, und als ein Abgesandter der G. m. b. H. „Blutige Faust" ihm eines Tages an der Hinterpforte des hohen Polizeipräsidiums eine schöne, vergiftete Wurst anbot, da verschmähte er diese und stellte den Mann.

Und nun war doch wieder ein Einbruch geschehen, sogar auf dem Villengrundstück des Herrn Bürgermeisters von Düfteldingen; der wohlgefüllte Gänsestall war ausgeräumt. Natürlich wurde sofort Treff requiriert. Er kam und zögerte nicht, der Fährte des Diebes zu folgen, und halb Düfteldingen wieder folgte ihm, denn man wollte doch mit dabei sein, wenn der Schändliche gefaßt würde. Aber der kluge Hund machte diesmal seltsame Wege. Wohl verließ er zuerst das Grundstück und durchlief schnuppernd ein paar Straßen bis zum Hause des Herrn Elementarlehrers Sebastian Brav. Hier verharrte er an der kleinen Hintertür. Betroffen sahen die guten Düfteldinger einander an — sollte es möglich sein? Aber nein! Treff machte plötzlich energisch wieder kehrt, und alles atmete auf.

Indes, es sollte weit schlimmer kommen, als man soeben gefürchtet. Schnurstracks nämlich lief der Hund zum Bürgermeisterhaus zurück und verbellte dort, ohne länger zu zaudern, Herrn Ferdinand, Dr. juris und Referendar, den Sohn des Stadtoberhauptes.

Es ging wie ein Ruck durch die Menge. Der Herr Bürgermeister schoß herbei gleich einem Pfeil und faßte Posto vor Hund und Sohn. „Was soll das heißen, Ferdinand?"

Der Hund, der diese Frage als an sich gerichtet nehmen mochte, verbellte den jungen Mann von neuem. Und der stand wahrhaftig da, wie das personifizierte Schuldbewußtsein. War es denkbar? Hatte der Unglückliche vielleicht Schulden? Aber da gab's doch noch ein paar andere Auswege, als just des Vaters Gänse zu stehlen.

„Da der Hund dich nun einmal anblafft," rief jetzt der Bürgermeister erregt, „so mußt du schon aufs Polizeibureau mitkommen und dir eine Vernehmung gefallen lassen. Ich verstehe das alles nicht!" Nervös blickte er um sich, am liebsten hätte er in diesem Augenblick seine sämtlichen lieben Stadtkinder zum Kuckuck gejagt. Aber das ging leider nicht an. So wandte er sich wieder dem noch immer betreten schweigenden Sohne zu: „Aber, so mach dich doch fertig, Ferdinand, du läufst ja noch in Hausschuhen herum. Zieh dir schnell die Stiefel an, ich warte hier. — Ja, warum gehst du denn nicht?"

Jetzt endlich öffnete der unglückliche Referendar seine Lippen, und man vernahm aus seinem Munde die verblüffenden Worte: „Verzeih, Vater, aber — aber — ich habe keine Stiefel."

Die Zornesader des Bürgermeisters schwoll blaurot an, und er brüllte seinem Sohne zu, in einem Tone, wie ihn dieser noch nie vernommen hatte: „Wo hast du deine Stiefel, zum [illegible]? Erkläre mir das."

Herr Ferdinand raffte sich gewaltsam auf, blamiert war er nun ja doch einmal. „Zwei Paar habe ich versetzt, Vater, denn ich brauchte Geld," stieß er bleich hervor.

„Wozu?" donnerte ihm der Vater entgegen.

„Und die alten, die ich noch hatte . . ."

„Nun, und wo sind die?"

„Die hab' ich verloren."

Er hatte seine Stiefel verloren! Man konnte es den guten Düfteldingern wirklich nicht als Verbrechen anrechnen, daß sie nun hörbar zu lachen anfingen.

„Komm mit ins Haus," rief der unglückliche Stadtregent und zerrte seinen Sohn am Arm. Und er wollte gerade mit ihm verschwinden, als ein herzzerreißendes Weinen vernehmbar wurde. Ein Kinderweinen. Und die zierliche Gestalt einer Zwölfjährigen arbeitete sich aus der Menge heraus, verzweiflungsvoll die zarten Ellenbogen gebrauchend — wahrhaftig, Schulmeister Brays Lene.

„Oh, seien Sie nicht böse, Herr Referendar," rief sie schluchzend, „daß ich die Stiefel heut früh nicht gleich gebracht habe; sie sind nämlich wieder da. Grete hat schon mit mir gescholten, und Mutter auch."

Der Bürgermeister ließ seinen Sohn stehen und faßte das junge Mädchen am Arm. Sein Gesicht nahm plötzlich eine ganz sonderbare Freundlichkeit an. Er zog die Kleine etwas abseits und sprach dann leise auf sie ein.

„Erzähle mir mal, mein Kind, was soll das alles heißen? Ferdinands Stiefel bei Euch? Und gestohlen und wieder da? War denn mein Sohn bei Euch?"

„Gewiß," antwortete Lene, „er kommt doch alle Abend."

„Zu wem kommt er alle Abende, wen besucht er bei Euch?"

„Nun — nun —" — jetzt war die Kleine arg eingeschüchtert — „Mutter doch — und Grete."

„Soo —! Zieht denn Ferdinand die Stiefel bei Euch aus?"

„Ja — immer —, damit die Treppe nicht knarrt. Vater weiß doch nichts. — Ach Gott, am Ende sollen Sie es auch nicht wissen?"

„Natürlich soll ich es wissen!" Es klang hastig, überstürzt und konnte wohl gerade noch eine Zwölfjährige überzeugen. Die Hand des Bürgermeisters fuhr in etwas unsicherer Liebkosung über das Kindergesicht. „Ich als Bürgermeister muß überhaupt alles wissen — —"

„Ja, ja," unterbrach ihn Lene strahlend, „das sagt Vater auch oft."

„Dein Vater ist ein kluger Mann. Aber warum sollten ihm die Besuche meines Sohnes verheimlicht werden?"

„Vater sagt, Sie erlauben es doch nicht."

„Er ist wirklich ein kluger Mann. — Na, und die Stiefel?"

„Die läßt Herr Ferdinand immer unten an der Treppe stehen! Ja, denken Sie nur, Herr Bürgermeister, gestern abend hat er sie in der offenen Hintertür stehen lassen, und um Zehne, als Mutter und Grete ihn runterbrachten, da waren sie weg. Heute früh aber standen sie wieder da."

„Na, Herr Bürgermeister, dann ist es doch klar, daß Ihr Sohn die Gänse nicht gestohlen hat, sondern der, der die Stiefel hatte." Diese Worte wurden von sonorer Männerstimme dicht hinter dem Stadtgewaltigen gesprochen. Voll Entsetzen fuhr dieser herum. Wahrhaftig, da standen seine lieben Düfteldinger dicht hinter ihm. Und er hatte im Eifer seines Gesprächs mit Lene ihr neugieriges Herandrängen gar nicht bemerkt.

Und doch, die letzten Worte waren ihm Musik! „Ja, ja," rief er in hellem Eifer, „da haben wir die Lösung, da haben wir sie wirklich. — Lene, ahnen deine Mutter und Schwester, wer die Stiefel gehabt hat?"

„Aber freilich," schrie das Kind, geradezu selig vor Aufregung, „Grete sah heut früh den Karl Bräuer von unserm Hof laufen, und dann fand sie die Stiefel am alten Fleck."

„Der Bräuer — na ja," meinte der alte Stadtpolizist gedehnt, „an den habe ich gleich gedacht. Treff," wandte er sich nicht ohne Triumpfgefühl an den Hund, „diesmal waren die Menschen schlauer als du."

Aber Treff stimmte ein beleidigtes Gebell an, und damit hatte er recht. Er hatte doch ganz richtig den ermittelt, dessen Stiefel den diebischen Gang zum Gänsestall gemacht hatten. Ob ein Einbrecher gestohlene Schuhe anhat, das auch noch zu riechen, kann man wirklich von keinem Polizeihund verlangen.

Es stellte sich heraus, daß Bräuer wirklich der Dieb war. Der Herr Referendar aber mußte seinem Vater feierlich versprechen, nicht wieder bei Liebchenbesuchen die Stiefel leichtfertig an die offene Haustür zu stellen. Er gab dies Versprechen gern. Denn da er seine Grete doch noch bekam, hatte er das Sockenschleichen nicht mehr nötig.

Nichts ist so fein gesponnen . . .

Nach nahezu vier Jahren soll jetzt der Raubmord seine Aufklärung erfahren, der in der Nacht vom 27. auf den 28. Oktober 1906 auf der Landstraße von Twobus nach Fürstenwalde an dem Bierkutscher Ernst Haase aus Fürstenwalde begangen worden ist. Die Täter hatten damals 250 Mark geraubt und den Kutscher anscheinend mit einem Beil erschlagen. Wie aus Müncheberg gemeldet wird, sind dort unter dem Verdacht, diesen Raubmord verübt zu haben, die Arbeiter Karl Konrad aus Fürstenwalde und Friedrich Busse aus Müncheberg durch den Kriminalkommissar Treskow II aus Berlin verhaftet worden. Konrad ist außerdem dringend verdächtig, vor ebenfalls vier Jahren seine Frau durch Gift aus der Welt geschafft zu haben, um sich einer unbequemen Mitwisserin seiner Tat zu erledigen. Die Verhafteten sind als Wilddiebe und gewalttätige Burschen in der ganzen Gegend bekannt und gefürchtet. Es ist nachgewiesen, daß Konrad und Busse in der kritischen Zeit mit Fahrrädern die Landstraße befahren haben, obwohl sie dies einmal vor Gericht unter einem Eide bestritten haben, so daß sie jetzt auch wegen Meineids verfolgt werden. Konrad war mit Haase befreundet und kannte genau dessen Gewohnheit. Am schwersten belastet wird Konrad durch eine Aeußerung, die seine Frau am Tage nach dem Morde gemacht hat. Sie drohte ihrem Manne damit, daß sie ihn anzeigen werde. Er wisse doch, was er von der vergangenen Nacht her auf dem Kerbholz habe. Einige Stunden später starb die Frau. Es wurde festgestellt, daß der Tod durch Vergiftung mit Strychnin herbeigeführt worden war, und man nahm an, daß die Frau Selbstmord begangen habe. Ein weiteres verdächtiges Moment, das gegen den anderen Verhafteten, Busse, spricht, ist, daß dieser am Morgen des 28. Oktober 1906 einem Bekannten von dem Raubmord auf der Landstraße mit vielen Einzelheiten erzählte, obwohl um diese Zeit das Verbrechen noch gar nicht entdeckt war und kein Mensch davon wußte. Die beiden leugnen entschieden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß in dieser Mordsache noch weitere Verhaftungen erfolgen werden.

Ein reuiger Missetäter

hat sich vor wenigen Tagen in der Person eines Handwerkers namens Henri Bricourt der Pariser Polizei gestellt, um die ihm gebührende Strafe abzubüßen. Der brave Taugenichts war bis vor kurzem der Ueberzeugung, daß er zu weit höheren Dingen geboren sei, als gegen kärglichen Tagelohn untergeordnete Handlangerdienste zu leisten. So wartete er denn mit einiger Ungeduld auf die Gelegenheit, sein Schicksal aufzubessern. Diese glaubte er endlich gekommen, als er bei einem Goldschmied in Faubourg du Temple Beschäftigung fand. Der Platz wurde zwar nicht viel glänzender honoriert als seine bisherigen Stellen, doch gestattete er ihm, sich unbemerkt erst 800 Frank, dann gar 15 000 Frank und schließlich noch 500 Gramm geschlagenes Gold anzueignen. Im Besitz dieser Reichtümer verschwand der Arbeiter Bricourt eines Tages und ging aus einem elegan.en Herrengarderobe-Magazin der Seinestadt als smarter Gentleman Monsieur de Bricourt hervor. Nachdem dann en passant die Brüsseler Ausstellung besichtigt worden war, begab sich der junge Mann, dessen Seigneur-Würde nirgends angezweifelt wurde, nach Ostende. Im Hotel, an den Spieltischen und auf dem Turf warf er mit dem Golde nur so um sich. Natürlich dauerte die Herrlichkeit nicht allzu lange. Bald war Monsieur wieder gezwungen, als armer Handwerksbursche umherzuziehen und unter Brücken sein müdes Haupt zur Ruhe zu legen. Auf Schusters Rappen statt im Luxuszug mußte er den Rückweg nach Paris antreten. Dort angelangt, kam er zu der Einsicht, daß Fortuna nie zweimal demselben Sterblichen ihr lächelndes Antlitz zeigt; und da er nicht mehr aus und ein wußte, erhob er jetzt seine berechtigten Ansprüche auf ein Unterkommen im Gefängnis.

Worte Kaiser Wilhelms I.

Wir geben nachstehend eine kleine Sammlung von Kaiser-Worten, die uns so recht vergegenwärtigen, welch' einen Schatz an Edelsinn wir an Kaiser Wilhelm I. besessen und verloren haben: „Ich will nie vergessen, daß der Fürst auch Mensch — vor Gott nur Mensch ist . . . — Ich will unablässig an der Verbesserung meines Herzens und Lebens arbeiten . . . — Verderbte Menschen und Schmeichler will ich entschlossen von mir weisen. Die Besten, die Gradesten, die Aufrichtigsten sollen mir die Liebsten sein. Die will ich für meine wahren Freunde halten, die mir die Wahrheit sagen, wo sie mir mißfallen könnte . . . — Ich bin glücklich, wenn Preußens Volk glücklich ist. — Die wahre Religiosität zeigt sich im ganzen Verhalten des Menschen; dies ist immer ins Auge zu fassen und von äußeren Gebahren und Schaustellungen zu unterscheiden. — Meine Pflichten für Preußen fallen mit meinen Pflichten für Deutschland zusammen. — Als Erbe der preußischen Krone fühle ich mich stark in dem Bewußtsein, daß alle Erfolge Preußens Stufen zur Wiederherstellung und Erhöhung der deutschen Macht und Ehre geworden sind. — Von Generation zu Generation hat und wird sich das Bild meiner Mutter vererben, wie ihre Tugenden, ihr festes Vertrauen auf Gottes Gerechtigkeit, ihrer Liebe zum preußischen und deutschen Volke, stets unter allen Wechselfällen gleich leuchtend da stand. — Gewiß wenig Menschen haben die Wechselwirkungen der Geschicke zu bestimmten Momenten des Lebens so erfahren, wie ich. Am 1. Januar 1807: Mein Eintritt in die Armee in Königsberg nach dem tiefsten Falle derselben und des Staats, und 1861 in Königsberg meine Krönung als Höhepunkt irdischer Macht. Am 10. März 1810 die letzte Geburtstagsfeier meiner Mutter, so kurz nach der endlichen Rückkehr in die Heimat, und den 10. März 1814 das Eiserne Kreuz in Chaumont erhalten. Am 22. März 1841 der Wendepunkt nach schwankendem Kriegsglück, zum Sieg und Frieden. Mit dem Tode des Heldenkönigs und Vaters zum Thronerben proklamiert, also in tiefstem Schmerz die höchsten Verpflichtungen in Aussicht gestellt. Mit dem Tode des vielgeprüften Königs und Bruders sein Nachfolger und damit eine Aera betreten, die die Wege der Vorsehung sichtlicher zeigte, wie bei je einem Menschen. Aber auch welche inneren Kämpfe zu so großen Entschlüssen! — An Gottes Segen ist alles gelegen. Dies war der Spruch meines Vaters, und daran halte ich mich auch.

Die Opfer der wilden Tiere in Indien.

Unter den Raubtieren veranlassen Löwen und Tiger die meisten Schäden, weniger die Wölfe und Leoparden und noch weniger Bären und Hyänen. Im letzten Jahre ist beispielsweise nur je ein Todesfall durch einen Bären und eine Hyäne vorgekommen. Im ganzen hat der Verlust an Vieh im Jahre 1909 gegen das Vorjahr ganz erheblich zugenommen, nämlich von 1643 auf 2268 Stück, und zwar soll dies Anwachsen der Verluste hauptsächlich auf die Rechnung der Leoparden zu setzen sein. Wie lau die Bevölkerung in der Bekämpfung der Raubtiere in Indien, wo freilich die Religion als Schützerin aller Tiere auftritt, ist, geht aus der Tatsache hervor, daß in dem Bezirk von Multan im ganzen vorigen Jahre nur ein einziger Wolf getötet wurde, obgleich deren genug vorhanden waren. Freilich scheinen gerade diese Raubtiere ihren Verfolgern das Handwerk zu erschweren, indem sie große Wanderungen vornehmen. Wenn im ganzen Jahre in Indien 1000 Wölfe, 211 Leoparden und 187 Bären erlegt werden, so beweist das mehr, wie groß die Zahl dieser Raubtiere in Indien noch ist, als daß ihre Ausrottung bevorstünde. Vollends will die Tötung von 4228 Giftschlangen bei der ungeheuren Häufigkeit dieser Reptilien wenig besagen. Wieviel Menschen im vorigen Jahre auf solche Art ums Leben gekommen sind, wird in dem Bericht noch nicht mitgeteilt, jedoch hat sich auch bei der Zahl dieser Opfer eine stetige Abnahme bisher nicht ergeben.



Zufriedene Kunden hat die auch den Lesern unserer Zeitung wohlbekannte Firma Emil Köller in Bruchsal in Baden. Das beweisen die täglich massenhaft einlaufenden Anerkennungen aus dem Kreise der nach Tausenden zählenden Kundschaft. So schreibt ein Raucher an die Firma folgendes hübsche Gedichtchen:

„Sehr geehrter Herr Köller!
Ihr Tabak hat mein kühnstes Hoffen,
In jeder Weise übertroffen,
Er ist genau nach Inserat
Sehr gut und preiswert in der Tat,
Sie können sicher auf mich zählen,
Ich werde Sie stets warm empfehlen."

Gewiß ein Beweis der Zufriedenheit und wir können jedem unserer Herren Leser, soweit solche Tabakraucher sind, einen Versuch mit den Tabaken der Firma Emil Köller in Bruchsal in Baden bestens empfehlen. Ein ausführliches Inserat der Firma Emil Köller finden Sie in der heutigen Zeitungsnummer.

Schweine-

Stückenfleisch (Rippen-, Rücken-, Kopfstücke, Schnauzen, Ohren, Fleischig. Pfoten), frisch gesalzene garantiert hiesige Ware, 10 Pfd. Colli nur M. 3,60, Kübel mit 25 u. 50 Pfd. Inhalt pr Pfd. 35 Pfg., 9 Pfd. Holstein. Holländ. Käse saftig u. schnittig M. 3.15, 9 Pfd. Ia. Thür. Rotwurst M. 4.95, 9 Pfd. Ia. Landleberwurst „ 5.10, 9 „ „ Plockwurst (Bauerw.) „ 10.20, 9 „ „ ger. Rückenspeck „ 7.90, 9 „ „ ger. Rippenspeck „ 7.90, liefert ab hier Nachnahme 20 **Heinr. Krogmann**, Portorf i. H. 30.



[1801

Westd.
Grundkredit-Centrale
gibt Hypothekengelder ohne Kostenvorschuß auf I. und II. Stelle innerhalb 70 % des Wertes auf 10 Jahre, bei Amortisation unkündbar. [4414
Vertreter:
Theod. Homey, Dahlhausen-R.

! Grundstücksbesitzer !
Wer ein Stadt- oder Land-**Grundstück** verschwiegen und günstig **verkaufen** will, wer **Hypothek- oder Teilhaber sucht**, sende sofort seine Adresse an den
Reichs-Central-Markt
Berlin NW. 7 Unter den Linden 61.
Vertreter in nächsten Tagen anwesend!
Besuch kostenlos! Kein Agent
Ca. 3 Millionen in kürzester Zeit umgesetzt!

Herr, 26 J., wünscht freundschaftl. Verkehr m. gebildet. Frl. v. 18—22 J. Spät. Heir. n. ausgeschl. Off. u. **H. 26 hauptpostlagernd Essen** erbeten. 5456

Pferdedünger
hat abzugeben 5428
Wwe. E. Kissler, Barmen.
Anfragen und Aufträge sind zu richten an **Wilh. Nieland**, Sprockhövel.

20 Maurer
für **Bruch- u. Ziegelsteine** sofort gesucht. 5472
Baugesch. **Bernh. Wassermann**, Kupferdreh.

Ein ordentlicher
Bäckergehülfe
gesucht. 5493
Heinrich Obernbaak,
Welper b. Hattingen-Ruhr.

Hausbursche,
16—18 Jahre alt, kräftig, ev. Konf. für ein Kol.-, Mat.- und Farbwarengeschäft gesucht. Derselbe muß auch etwas mit tätig sein in der Bäckerei, und mit einem Pferde umgehen können.
Offerten sind zu richten an die Exp. d. Zeitung. 5542

Zum 1. Nov. oder 1 Dez. suche für kl. herrschaftl. Haushalt (2 Personen) erfahrenes, evang. 5407
Küchenmädchen
mit guten Zeugnissen gegen hohen Lohn.
Frau Eduard Colsman,
Langenberg, Rhld.,
Donnerstraße 25.

Pianos Flügel

von ersten Künstlern als unübertroffen begutachtet



kaufen Sie vorteilhaft — direkt bei unserer Fabrik.

1. weil wir ohne Zwischenhandel direkt an Private verkaufen,
2. weil wir einen bedeutenden Umsatz (über 1000 Instrumente jährlich) haben, der von keinem einzigen Pianogeschäfte Westfalens erreicht wird.

Lieferung franko Haus. Monatsraten à 20 Mk. Miet-Instrumente. Kataloge gratis.

Roth & Junius Hof-pianofabrik Hagen i. W. 36

2393] 2. Fabrik: **Berlin O. 34**, Boxhagenerstrasse 26.

Magnetopathin
Frau Joh. Preissig,
Bochum, Fetdstrasse I, in der Nähe der Brückstr.
empfiehlt sich, gestützt auf ihre nachweislich großen Heilerfolge, der leidenden Menschheit für sämtliche inneren und äußeren Leiden bestens.

Keine Kurpfuscherei.
Mein Heilverfahren ist eine von der Natur gegebene Heilkraft, welche auf unwiderlegbarer Tatsache beruht, was zahlreiche Dankschreiben beweisen. **Sprechstunden von 9—12 Uhr u. 2—7 Uhr, Sonntags von 9—1 Uhr. Langjährige Praxis.**

Danksagung.
Ich litt schon 16 Wochen an schwerem Gelenkrheumatismus, war lange im Krankenhause, hat mir aber nicht geholfen. Da wurde ich endlich von einer Frau auf Frau Preißig in Bochum aufmerksam gemacht und diese Frau Preißig hat mich in 4 Behandlungen wieder vollständig geheilt. Deshalb kann ich sie jedem Rheumatismusleidenden bestens empfehlen und kann der Frau nicht genug dafür danken.
Langendreer, 23. Juni 1910
Otto Schaub, Postbote, Vollmondstr. 1.

Danksagung.
Meine Tochter Emma konnte schlecht hören, durch Frau Preißigs wunderbare Heilung kann meine Tochter wieder hören. Herzlichsten Dank. 5442
Familie **Dahlmann**, Hofhausen b. Hattingen.





Gefunden
haben Sie ein vollständiges Nahrungsmittel für ihr Kind, wenn sie ihm
G. Stempfle's Kinderzwiebackmehl
pro 1 Pfund-Dose Mk. 1.20
G. Stempfle's Kinderzwieback
pro Paket 60 Pfennig
geben. Erhältlich in Drogerien, Apotheken und Kolonialwarengeschäften. 1033
Bernhard Stempfle, Oberstdorf, bayr. Alpen.

Erben.
Am 26. Januar 1871 ist zu Hattingen der Hüttenarbeiter **Friedrich Wilhelm Kiekuth** verstorben. Er war verheiratet mit **Alwine Friederike Lisette Pfingst** und sind auch mehrere Kinder hin erlassen haben. Der Aufenthalt der Erben ist unbekannt. Für die Erben liegt bei dem unterzeichneten Nachlaßpfleger die Summe von 615,56 Mk. Dieselben werden aufgefordert, sich zu melden und ihr Erbrecht nachzuweisen. 5550
Witten, den 12. September 1910.
G. Stöckerhoff, Rechnungsrat.

Allen voraus sind die [1286
„Kiepenkerl"-
Oldenkott Rees a. Rh.
Tabake in der Preislage von 20 Pf. bis 3 M. p. ¼ Pfd.
Weil allgemein beliebt, überall käuflich!

Heinr. Hornfeck
Steele, Berlinerstraße 13.
Zöpfe- und Haarunterlagen-Fabrikation.
Aufärben verblichener Haarersatzteile billigst.
Alle modernen Haararbeiten und Toilettenartikel
zur Haar-, Kopf-, Gesichts-, Hand-, Fuß-, Haut-, Mund-Pflege. en gros. en detail.

Vom Guten das Beste ist
Salon Löbenich
Schuhputz — Ofenputz
Ueberall zu haben
Schönster Hochglanz — Aeußerst sparsam
Greift das Leder nicht an — Prachtv. Silber-Glanz
Allein. Fabrik. Chemische Fabrik Ackermann & Co. AG. Plauen i. V.

Pädagogium zu Pyrmont.
real, erteilt **Einjährig-Freiwilligen-Zeugn.** (bish. 452 Ostern u. Herbstversetzung. Gute Verpflegung und Aufsicht 5015
Direktor v. Trippenbach.

Millionen Hausfrauen putzen mit
Globus
Putzextract
Bestes Metall-Putzmittel

Herzogl. Baugewerkschule Holzminden
Errichtet 1831 — Hochbau — Verpflegungs-Anstalt — Tiefbau — Direktor L. Haarmann
Sommerunterricht 2. April. — Reifeprüfung. — Winterunterricht 15. Oktober.
Die Herzogl. Baugewerkschule ist den Königl. preuß. Schulen gleichgestellt.

Persil

das selbsttätige
Waschmittel
gibt blendend weisse Wäsche, ist garantiert unschädlich und billigst im Gebrauch.
Henkel & Co., Düsseldorf,
auch der weltbekannten
Henkel's Bleich-Soda

Nelk & Co.
Barmen-Rittershausen
Kontor und Lager: Zollstr. 28
Telephon 769.
Reichhaltiges Lager in
Boden- und Wandplatten
für Hausflure Küchen und Metzgerläden etc.
Permanente Ausstellung, Werterstraße Nr. 73. [5463

Tausende Raucher empfehlen



meinen garantiert ungeschwefelten, deshalb sehr bekömmlichen und gesunden Tabak.
1 Tabakspfeife umsonst zu 5 Pfd. meines berühmten Förstertabak für M. 4.25 frk. 9 Pfd. Pastorentabak u. Pfeife kost. zus. M. 5.— frk. 9 Pfd. Jagd Kanaster m. Pfeife M. 6.50 frk. 9 Pfd. holländ. Kanaster mit Pfeife M. 7.50 franko. 9 Pfd. Frankfurter Kanaster m. Pfeife kost. frk. M. 10.— gegen Nachnahme. Bitte anzugeb. ob nebenstehende Gesundheitspfeife oder eine reichgeschnitzte Holzpfeife oder eine lange Pfeife erwünscht.
E. Köller, Bruchsal (Baden)
Fabrik. Weltruf!

Technikum Hochbau, Maschinenbau, Zieglerschule, Heizerschule, Elektroschule. Beginn 3. Nov. Vorunterr. 5. Okt. Satzung kostenfr. **Lemgo** i. L.

Für Rettung von Trunksucht
versend. Anweisung nach 37jährig. approbierter Methode zur sofortigen radikalen Beseitigung, mit, auch ohne Vorwissen zu vollziehen, keine Berufsstörung, unt. Garantie. Briefen sind 50 Pfg. in Briefmarken beizufügen. Man adressiere **Privat-Anstalt Villa Christina** bei Säckingen Baden.

Von der Reise zurückgekehrt.
Dr. med. Rusche,
Spezialarzt für Haut-, Harn und Geschlechts-Krankheiten.
Anstalt für Röntgen- und Licht-Behandlung. [5459
Hagen i. W.,
Bahnhofstr. 29 a.
Fernsprecher 1906. Sprechstunden: 9—12 und 3—6 Uhr.

Roxpläne
mit Brut vernichtet radikal Rademachers Goldgeist. Patentamtl. gesch. Nr. 75198. Geruch- u. farblos. Reinigt d. Kopfhaut von Schuppen, befördert d. Haarwuchs, verhütet den Zuzug v. Parasiten. Wichtig f. Schulkinder. Flasche 50 Pf. Erhältl. in Drogerien und Apotheken. Wo nicht erhältlich, gegen Eins. v. 50 Pf. direkt v. all. Fabrik Rademacher & Co., Siegburg. Um sich v. minderw. Nachahm. zu schützen, achte man b. Einkauf auf d. u. Nr. 75198 patentamtl. eingetr. W.-Z. „Goldgeist".

Ia. Petkuser
Saatroggen
hat abzugeben
Wilh. Schröer,
5413] Baak.

Hämorrhoiden! Magenleiden! Hautausschläge!
Kostenlos teile ich auf Wunsch jedem, welcher an **Magen-, Verdauungs- und Stuhlbeschwerden, Blutstockungen**, sowie an **Hämorrhoiden, Flechten, offene Beine, Entzündungen etc.** leidet, mit, wie zahlreiche Patienten, die oft jahrelang mit solchen Leiden behaftet waren, von diesen lästigen Uebeln schnell und dauernd befreit wurden. Hunderte Dank- und Anerkennungsschreiben liegen vor.
Krankenschwester Klara, Wiesbaden, Walkmühlstrasse 26.

Zurückgekehrt!
Dr. Georg Weinberg
Spezialarzt für Haut-, Harn. u. Blasenleiden.
Dortmund, Königswall 46
Fernsprecher 7454. 5200

Rheumatis=
u. Gichtleidenden
teile ich aus Dankbarkeit umsonst mit, was meiner lieben Mutter nach jahrelangem qualvollen Gichtleiden geholfen hat. [39
Frln. Marie Grünauer, München, Pilgersheimerstr. 21.

Zweites Blatt zu Nr. 37.

Gesamtergebnis der Sicherheitsmänner-Wahlen.

Die Wahlen der Sicherheitsmänner in den preußischen Bergbaubezirken haben folgende Ergebnisse gehabt:

Im Waldenburger Gebiet wurden großenteils Mitglieder des „alten Verbandes" gewählt; die Minderheit der Vertreterstellen verblieb den dortigen „reichstreuen" Vereinen und den nach Mitteilung der sozialdemokratischen Presse mit ihnen verbündeten Mitgliedern der katholischen Fachabteilungen Berliner Richtung und des Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereins. Im Saarrevier, Wurmrevier, Sauerland, Bergischen Steingebiet und in der Eifel wurden mit verschwindenden Ausnahmen die Männer des christlichen Gewerkvereins gewählt. Zuletzt, vom 27. bis 29. August, fiel die Entscheidung im Ruhrrevier. Hier erhielten nach den ersten Mitteilungen der Tagespresse der alte Verband 1085 Stellen, der christliche Gewerkverein 286, die polnische Vereinigung 114, die Unorganisierten 50, der Hirsch-Dunckersche Gewerkverein 7. Die Richtigkeit dieser Aufstellungen wird aber von Seiten des christlichen Gewerkvereins aufs schärfste bestritten; dieser stellte vielmehr am 2. September als Ergebnis im Ruhrgebiet fest: 953 Vertretungen des alten Verbandes, 436 des christlichen Gewerkvereins, 115 der Polen, 104 der Zechenpartei und der Unorganisierten, 13 des Hirsch-Dunckerschen Vereins. Diese Zahlen gelten für diejenigen Schächte, auf denen sich der christliche Gewerkverein an den Wahlen beteiligte; in 17 Schachtanlagen, für die von christlicher Seite keine Bewerber aufgestellt wurden, ist der Ausgang nicht mitgezählt; hier dürfte die Mehrzahl der Stellen dem alten Verbande gehören.

Der Wahlkampf wurde mit großer Heftigkeit geführt, die dem öffentlichen Ansehen der beteiligten Organisationen nur schaden konnte. Gute Beobachter der sozialdemokratischen Bergarbeiterpolitik waren im Zweifel, ob nicht der alte Verband durch die Losung der Wahlenthaltung den ganzen Sicherheitsmännerschutz zu diskreditieren und durch spätere kritische Angriffe auf die ohne sein Zutun gewählten „Zechenkreaturen" deren Wirksamkeit zu untergraben suchen würde. Der tatsächliche Ausfall der Wahlen aber zeigt, daß auch die zur Sozialdemokratie hinneigenden Bergarbeiter die neue Schöpfung der Sicherheitsmänner als eine wichtige Einrichtung zum Schutze der Bergarbeiterinteressen erkannt haben und auf ihre energische Handhabung Einfluß gewinnen wollen.

Der erste gefangene General 1870.

Wenig bekannt dürfte es noch sein, daß es ein Eichsfelder, der Gefreite Rohde aus Bischhagen bei Siemerode, war, der im Kriege 1870/71 den französischen General Montaigu gefangen nahm.

Am 16. August 1870, abends gegen 7 Uhr, als der gewaltige Kavalleriekampf bei Mars-la-Tour begann, verlor der französische Kavallerie-Kommandeur, General Montaigu, die Herrschaft über sein Pferd, das nun das seine Brigade angreifende preußische Dragoner-Regiment durchbrach.

Hier maßen 22 deutsche gegen 23 französische Schwadronen ihre Kräfte, die Franzosen wurden zurückgeschlagen. Das Hannoversche Dragoner-Regiment Nr. 16 gehörte der 20. Division des 10. Korps an. Diese Attacke, welche auf dem äußersten linken deutschen Flügel geritten wurde, war die größte des ganzen Feldzuges.

Ein Gefreiter dieses Regiments, der die Lage des Generals sofort erkannte, wendete sein Pferd und verfolgte nun den General Montaigu, der, seinen Verfolger bemerkend, erwartete, jeden Augenblick von ihm wehrlos niedergestochen zu werden; denn auch des Verfolgten rechte — den Säbel haltende — Faust mußte zu dem Versuche dienen, sein durchgehendes Pferd von der Richtung auf die preußische Infanterie abzuwenden. Somit war der General unfähig, sich zu verteidigen.

General Montaigu war vorzüglich beritten und sein Pferd an dem Tage wohl noch nicht erheblich angestrengt worden. Das Drogoner-Regiment dagegen war bereits seit Tagesanbruch tätig, — hatte, in des Tages großer Hitze, ohne die Pferde tränken zu können, viele Meilen, nicht nur auf Straßen, sondern auch durch hohe Getreidefelder zurücklegen müssen. Da war es natürlich, daß der Gefreite alle Kraft anwenden mußte, sein ermüdetes Pferd zu äußerster Kraftanstrengung und Schnelligkeit anzuspornen, um neben General Montaigu zu gelangen.

So ging die wilde Jagd über Sturzäcker und Getreidefelder, über Wiesen, Gräben und Straßen hinweg.

Und wenn der Gefreite — auf festerem Boden — an den General endlich näher herangekommen war, und hoffen konnte, diesen erreichen zu können, — dann raffte sich das edle Roß des Franzosen zu einer erneuten Schnelligkeit auf, und wieder und immer wieder vergrößerte sich der Abstand zwischen Verfolgtem und Verfolger.

Aber auch immer näher und näher kam General Montaigu der preußischen Infanterie! Vor sich: diese — schußbereit und in wenigen Augenblicken so nahe, daß eine Kugel unfehlbar ihn oder sein Pferd treffen mußte! Hinter sich den Kavalleristen, mit dem zum Stiche vorgestreckten Säbel, der ihm, wenn er erst in erreichbarer Nähe, den Todesstoß geben würde!

Manche Schlacht, — manchen Reiterkampf hatte der alte Haudegen schon mitgemacht. Aber in einer solch verzweifelten Lage hatte er sich noch nicht befunden! — Mochten nun der fortgesetzte Versuch des Generals, sein Pferd zu lenken, oder die Dauer der wilden Jagd und das schwierige Gelände endlich doch dessen Pferd ermüden lassen, — oder aber die größere Leistungsfähigkeit des preußischen Kavalleriepferdes siegen, — kurz — endlich gelangte der Gefreite Seite an Seite mit General Montaigu.

Indessen der Gefreite dürstete nicht nach dem Blute des wehrlosen, ergrauten Kriegers. Vielmehr suchten seine Gutherzigkeit und sein Edelmut eine Ehre darin, den feindlichen General unverletzt gefangen zu nehmen. Und mit kräftigem Säbelhiebe durchschnitt er die Zügel des Pferdes seines Gegners, an denen es, — wie jedem Reiter bekannt sein dürfte, — bisher einen sicheren Stützpunkt gefunden hatte, den es jetzt plötzlich verlor.

Haltlos nun, verkürzte das Pferd seine Gangart. — Und jetzt gelang es dem Gefreiten, das Backenstück von dessen Zäumung zu ergreifen und das Pferd zum Stehen zu bringen. Atemlos hielten beide Gegner einen Augenblick nebeneinander. Dann aber überreichte General Montaigu dem Gefreiten seinen Säbel, dadurch seine Gefangennahme rückhaltlos anerkennend, und wollte ihm, aus Dankbarkeit für den bewiesenen Edelmut, — auch Uhr und Börse einhändigen; jedoch der Gefreite wies dies Anerbieten auf das entschiedenste zurück.

Als das Dragoner-Regiment dann später zu den Einschließungstruppen von Metz gehörte, und die ersten Eisernen Kreuze eintrafen, ließ der Divisionskommandeur das Regiment in einem Biwak im Viereck sich aufstellen und den Gefreiten in dessen Mitte vor sich treten. In markigen Worten belobte er ihn mit erhobener Stimme für die bewiesene Umsicht und Selbstlosigkeit und seinen Edelmut bei der Gefangennahme des Generals Montaigu, indem er ihn dem Regiment als Beispiel militärischer Tugenden vor Augen stellte. Und zum Zeichen der Anerkennung heftete der Regimentskommandeur dem Gefreiten als erstem der Division — eigenhändig das Eiserne Kreuz zweiter Klasse an die Brust, welche Auszeichnung der schlichte Bauernsohn in sichtbarer innerer Bewegung entgegennahm.

Dieser Mann also war Rhode aus Bischhagen (Kreis Heiligenstadt), wo sein Vater eine Tischlerei und Gastwirtschaft betrieb.

Ein Tiger im Speisewagen.

Aus Newyork wird geschrieben: Die Reisenden des Schnellzuges nach Dakota hatten vor einigen Tagen ein ungewöhnliches Erlebnis. In dem Schnellzuge befand sich ein Güterwagen, in dem eine Menagerie untergebracht war. Man hatte alle Vorsichtsmaßregeln zur Sicherheit der Reisenden getroffen, und glaubte, daß ein Mißgeschick ausgeschlossen wäre. Der Waggon mit den wilden Tieren befand sich dicht hinter der Lokomotive. An ihn schloß sich ein Schutzwagen und diesem folgte ein Speisewagen. Die Fahrgäste hatten eben um die Mittagszeit in dem Speisewagen Platz genommen. Die Kellner liefen geschäftig hin und her und brachten den Gästen die Suppe, als sich plötzlich vor der Tür, die zu dem Schutzwagen führte, ein Brummen sehr drohender Art vernehmen ließ. Die Tür war zwar fest verschlossen, aber einige Sekunden später war die Glastür zertrümmert und die Scherben fielen zur Erde. Die vor Schreck erstarrten Fahrgäste sahen plötzlich durch das zerbrochene Fenster den wilden und gewaltigen Kopf eines Tiegers auftauchen, der Miene machte, sich durch das zerbrochene Fenster hindurchzuzwängen, um in den Speisewagen einzudringen. Ein ungeheurer Schrecken bemächtigte sich der Fahrgäste, die in wilder Panik davonstürzten, um ihr Leben zu retten, zumal der Tiger sich eben anschickte, mit der furchtbaren Gewalt seiner Pranken die Holzfüllung der Tür und die Messingstäbe der Verkleidung zu zerbrechen. Durch den Widerstand, den ihm die verschlossene Tür bot, und durch die Verwundungen, die er sich durch die Spitzen des zerbrochenen Glases zugezogen hatte, wütend gemacht, stieß er ein furchtbares Brüllen aus und arbeitete mit dem Maul und Pranken daran, das Hindernis, das ihm den Eintritt in den Speisewagen verwehrte, zu zerbrechen und sich auf diese Weise den Eintritt zu erzwingen. Die Panik in dem Speisewagen war inzwischen mächtig gewachsen, da der Ausgang sehr klein war und durch die Windungen der Gänge des D-Zuges war nur eine langsame Leerung des Speisewagens ermöglicht. Es kam dazu, daß sich die Leute fürchterlich drängten, da jeder der erste sein wollte, der den Speisewagen verließ. Dadurch konnte fast niemand den Ausgang gewinnen. In diesem Augenblick der höchsten Not, die noch durch die Anwesenheit von Kindern gesteigert wurde, erschien plötzlich der Tierbändiger auf der Bildfläche. Ein Kellner, der den Tiger zuerst gesehen und die Situation mit einem Blick überschaut hatte, raste sofort durch alle Wagen des D-Zuges und rief nach dem Tierbändiger und Besitzer der Menagerie, der sich nach seiner Meinung im Zuge befinden mußte. Glücklicherweise fand er ihn auch sofort in einem Wagen schlafend vor und rief ihn zur Hilfe herbei. Als die Leute hörten, daß der Tierbändiger da sei, beruhigten sie sich sofort und machten ihm Platz, um ihn zu dem Tiger gelangen zu lassen. Nun ereignete sich ein interessantes Schauspiel. Kaum sah der Tiger seinen Herrn, als er sich mit einem angstvollen Gebrüll

Wenn die Rosen blühn. . .

Novellette von H. Reimers.

(Nachdruck verboten.)

Als Else Wegerichs Verlobung kurz vor der Hochzeit aufgehoben wurde, gab es in der kleinen Stadt ein endloses Gerede. Der Grund des Bruchs zwischen den Verlobten drang nicht bis in die Oeffentlichkeit. Else wurde zu Verwandten aufs Land geschickt — die bereits fertige Ausstattung in Schränken und Truhen verwahrt — und das Wegerichsche Haus, eines der stattlichsten Gebäude im Städtchen, lag inmitten des großen, schattigen Gartens in satter Hochsommerruhe da. Statt einer fröhlichen Hochzeitsfeier gab es herabgelassene Rollläden. Sonst hatte Else so oft in den Gartenwegen gesungen — nun summten dort nur die Bienen um die Rosenstöcke, welche der Rat Wegerich eigenhändig pflegte. In der Jasminlaube stand an jedem Nachmittag neben dem Meißner Kaffeeservice das Strickkörbchen der Frau Rat. Es war so traumhaft still im Garten, in dem noch vor kurzem lustiges Treiben geherrscht. Fred, der einzige Sohn des Hauses, ein hoffnungsvoller Quartaner, machte mit Kameraden eine Tour ins Gebirge. Die Frau Rat strickte und seufzte und dachte daran, ob ihr Gatte, dessen Willen sie blindlings rezetierte, nich tdoch am Ende zu hart vorgegangen sei . . .? Es war allerdings mehr als jugendlicher Leichtsinn von Gert Förster gewesen — es handelte sich um anvertrautes, fremdes Geld — um eine Ehrenschuld usw. Ein Glück nur, daß Else sich bei der ganzen trostlosen Sache so tapfer gehalten hatte. . . Sie war doch mehr nach ihrem Vater geartet, hatte etwas Herbes in ihrer Art. Freilich, als junge, glückstrahlende Braut war auch sie weich gewesen. In einer waldumhegten Forstei hätte das junge Paar zur Rosenzeit sein Nest bauen können. Da geschah das Unerwartete . . . Da gab es eine plötzliche Trennung.

„Einem Junker Leichtsinn vertraue ich mein Kind nun und nimmer an."

Das war Papa Wegerichs letztes Wort gewesen. Und Else hatte sich ohne Widerspruch gefügt. Ihre Mutter wußte aber nicht, daß sie nicht vor einem Kampf mit ihrem Vater zurückgeschreckt wäre, wenn ihr Gert Forster nicht selber sein Wort zurückgegeben hätte. „Dein Vater hat recht — auf einem Bruch zu bestehen, ich bin Deiner nicht wert, Else," hatte er ihr geschrieben.

Da war sie blaß und wortkarg zu den Verwandten abgereist. Nicht einmal vom Garten, den sie so sehr gern mochte, hatte sie Abschied genommen. Er weckte zu trübe Empfindungen und Erinnerungen in ihr . . . . . Dort, neben jenem Rosenbusch, hatte Gert sie im vorigen Herbst zum ersten Male geküßt.

„Wenn die Rosen blühn — dann wirst du meine Frau," hatte er ihr zärtlich zugeflüstert.

Nun öffneten sich die Blumenkelche unter dem Sonnenlicht zu wundervoller Pracht — doch was galt Else jetzt der glutvolle Sommer mit seinen prächtigen Farben! . . Sie beherrschte sich mit einer für ihre Jugend erstaunlichen Ruhe. Ihr Stolz war ihr Bundesgenosse. Da Gert sie ohne Kampf aufgegeben, so hatte er, das wiederholte sie sich unermüdlich, sie auch nicht echt und treu geliebt.

Bei den Verwandten wurde sie wie eine Schwerkranke mit schonendstem Mitleid behandelt. Man lobte und bewunderte ihre Haltung und Selbstbeherrschung. Es wußte ja auch niemand, daß sie in den Nächten stundenlang verzweifelt vor sich hinschluchzte.

„Die Rosen blühen so verschwenderisch wie noch nie zuvor," schrieb die Mutter in einem ihrer Briefe, ahnungslos, daß sie durch diese Worte ihrem Kinde einen Schmerz bereitete.

Die Rosen im Wegerichschen Garten blühten noch manches Jahr — die lindernde Zeit strich sanft über Elsens wunde Seele. Allmählich lernte Else das Leben und die Rosen mit lächelnder Ruhe, die nicht erkünstelt war, anschauen. Aber ihr Herz hatte nur einmal gesprochen — sie wies alle Bewerber um ihre Hand ab, weil sie niemandem so gut sein konnte, wie sie es Gert Forster gewesen war.

An einer Epidemie, die im Städtchen ihre Opfer forderte, starben der Rat Wegerich und seine Gattin rasch hintereinander. Fred hatte damals die Universität bezogen und Else die Dreißig überschritten. Sie blieb nach dem Tode der Eltern im alten Hause, pflegte die Rosenstöcke, die ihr Vater geliebt hatte, und saß mit „Mutters Strickkörbchen" in der Jasminlaube. Sie war noch immer hübsch und rosig, und ihr dunkles Haar wies keinen Silberfaden auf, aber ihre Augen hatten einen ernsten, fast abweisenden Ausdruck. In ihrem Leben glitt ein Tag wie der andere dahin — nur Freds Briefe brachten Abwechselung. Da traf ein Brief mit einem ausländischen Poststempel ein. „Aus Kanada"?" sagte Else erstaunt — da begannen plötzlich die Buchstaben vor ihren Augen zu tanzen — das Schreiben war von Gert Förster . . . Wie war es nur möglich, daß durch den Anblick einer Briefadresse Jahre in Elsens Leben ausgelöscht schienen . . .! Welch eine dürre, harte und schwere Zeit lag hinter ihr! Sie empfand erst jetzt, als das erste Lebenszeichen des Unvergessenen sie erreichte, wie sehr einsam sie war . . . Fünfzehn Jahre, ein halbes Menschenalter, waren verstrichen, seit ihr Vater ihr schonungslos gesagt, daß Gerts Vorgesetzter im Amt ihm mitgeteilt habe, daß er den jungen Mann nicht nur nicht befördern, sondern aus dem Dienst entlassen müsse wegen Veruntreuung fremden Geldes. Es half Gert nichts, daß er die Summe ersetzte. In einer tollen Nacht, von Kameraden verleitet, hatte er der den Ernst des Lebens damals auf die leichte Achsel zu nehmen pflegte, sein Glück verspielt. Nun schrieb er aus Kanada und entrollte in knappen Worten das Bild seiner Schicksale vor Else. Es war ihm in der Fremde überraschend geglückt. Anfangs hatte er sich kopfüber abwechselnd in Arbeit und tolles Treiben gestürzt — dann hatte er geheiratet und verdankt es dem Einfluß seiner sanften, blonden Frau, daß er nicht verbittert wurde, sondern sich immer weiter durchrang im Kampfe um eine geachtete und gesicherte Existenz. Nun war die Frau tot, und hatte ihm eine Tochter hinterlassen. „Lilly zähle 14 Jahre und bedürfe der pflegenden Mutterhand", schrieb

drückte und sich vor seinen starren Blicken langsam und scheu zurückzog. Der Tierbändiger wartete, bis die Fahrgäste den Speisewagen in voller Ruhe verlassen hatten, erst jetzt schloß er die Ausgangstür und öffnete die von dem Tiger zerbrochene Tür, um ihn mit Revolverschüssen und Peitschenhieben langsam in den Käfig zurückzutreiben. Die Hilfe durch den Tierbändiger kam tatsächlich im Augenblick der höchsten Not, da die Tür fast völlig zertrümmert war und nur noch wenige Minuten lang dem Tiger Widerstand geleistet hätte. Der Tiger hatte die Stäbe seines Käfigs auseinandergebogen und sich durch die Stäbe hindurchgezwängt. Auf diese Weise hatte er seine Freiheit gewonnen, die beinahe sehr vielen Reisenden verhängnisvoll geworden wäre.

Allerlei.

Durch Unvorsichtigkeit eines Arbeiters wurde in den Steinbrüchen zu Naumburg (Bez. Kassel) eine furchtbare Explosion verursacht. Er ließ eine brennende Zündschnur in ein Pulverfaß fallen, welches mit furchtbarem Knall sofort in die Luft flog. Vier Arbeiter trugen schwere Verletzungen davon.

An Blutvergiftung gestorben. Der 16jährige Landwirtssohn Hauguth zu Ziegenrück zog sich, verursacht durch ein Gerstenkorn am Auge, eine Blutvergiftung zu, die den Tod des jungen Mannes zur Folge hatte.

Rektor Bock, Berlin, der, wie wiederholt gemeldet, wegen sittlicher Verfehlungen verhaftet und in der Untersuchungshaft schwer erkrankt ist, wurde in die Irrenstation der Charitee eingeliefert, um dort auf seinen geistigen Zustand untersucht zu werden.

Der angebliche Sternickel ist im Potsdamer Krankenhaus seinen Verletzungen erlegen. Der Tod trat infolge einer Gehirnblutung ein. Die Ermittelungen über die Persönlichkeit des Landstreichers sind noch nicht abgeschlossen.

Ein musikalisches Ereignis war die Uraufführung von Gustav Mahlers achter Sinfonie in München. Das gewaltige Werk fand rauschenden Beifall. Es ist für jeden faßlich und vermittelt zumal in der Behandlung der Schlußszene des „Faust" einen packenden Eindruck. Bei der Uraufführung wirkten mit 8 Solisten, 250 Sänger aus Wien und 250 Sänger aus Leipzig, 350 Kinder und 160 Orchestermusiker. Im Auditorium hatten sich fast alle namhaften Vertreter der Kunstwelt ein Treffen gegeben.

Schweres Automobilunglück bei Passau. Bei Passau ist der mit dem Automobil seines Vaters von Augsburg heimfahrende Sohn des Spediteurs Glas aus Passau schwer verunglückt. Sein 20jähriger Chauffeur verlor die Steuerung, so daß das Automobil in den Straßengraben rannte und sich überschlug. Der Chauffeur war sofort tot. Der junge Glas hat eine schwere Gehirnerschütterung erlitten. Die mitfahrende Tochter eines Polizeikommissars aus Passau ist mit leichteren Verletzungen davongekommen.

Die Rache der Bienen. Einem ostfriesischen Bienenzüchter in Papenburg, welcher im Moor seine Bienen aufgestellt hatte, wurde, als er in einer Wirtschaft im Börgermoor Rast gemacht hatte, sein Pferd durch einen Bienenschwarm getötet. Der Wirt wurde gleichfalls von den Bienen so zugerichtet, daß er schwerkrank darniederliegt.

Als Hauptgewinn einer Wohltätigkeits-Lotterie in Ableiges in Frankreich stiftete der Blumenhändler des Ortes, der auch gleichzeitig Totengräber war, die Vergünstigung, „sich gratis zwei Gräber schaufeln zu lassen und die Hügel mit schönem Blumenschmuck belegen zu lassen". — Den Gewinn bekam ein junger Mann, der weder Erbonkel noch -Tanten besitzt. Jetzt will er sich die Gräber selbst schaufeln lassen!

Auf dem Gardasee ist ein Boot mit drei Insassen untergegangen. Die Ertrunkenen sind der Reisende Tölle, dessen Tochter und deren 18jähriger Sohn.

Ueber das Eisenbahnunglück in Bernay (Frankreich) wird folgendes berichtet: Der Eilzug bestand aus 20 Wagen. Die Lokomotive und 6 Wagen 1. Klasse wurden zertrümmert. Die Katastrophe ereignete sich etwa 150 Meter vor dem Bahnhof Bernay. Der Verkehr ist gesperrt. Anderen Berichten zufolge beläuft sich die Zahl der Toten auf mehr als 7 und die der Verletzten auf mehr als 50. Sämtliche Wagen sind umgestürzt, und die Passagiere flüchteten nach allen Richtungen. Hilfe war bald zur Stelle. Unter den Trümmern entstand ein Brand, der aber glücklicherweise schnell gelöscht werden konnte. Die Ursache der Katastrophe ist in der enormen Geschwindigkeit zu suchen, mit der der Zug fuhr. Ein Passagier erzählte, der Zug sei mit solcher Geschwindigkeit gefahren, daß die Wagen auf und nieder gesprungen seien, so daß es unmöglich war, eine Zeitung zu lesen. Andere Passagiere behaupteten, wiederholt die Notleine gezogen zu haben, da sie durch die hohe Geschwindigkeit, mit der der Zug dahinbrauste, erschreckt waren. An der Unfallstelle spielten sich Verzweiflungsszenen ab: Kinder beweinten den Verlust ihrer Eltern, die unter den Trümmern begraben waren, ein Mann beweinte seine getötete Gattin.

Jugendliche „Lebemänner". Seit einigen Tagen amüsierte sich in Livorno in Italien bei Weibern und Spiel eine Anzahl florentinischer Jünglinge unter Führung des fünfzehnjährigen englischen Grafen Bandolini-Bravantin. Nunmehr hat die Polizei, der das luxuriöse Leben der Leutchen auffiel, aller verhaftet, da sich herausgestellt hatte, daß Graf Bandolini-Bravantin seiner Familie mit 10 000 Lire durchgegangen war, von denen noch 1000 bei ihm gefunden wurden.

Drakonische Maßregeln gegen die Pest in Odessa ergreift die Stadtverwaltung. Der Marktplatz, der Herd der Epidemie, wird gänzlich verbrannt. Hunderte von Familien sind obdachlos.

Unbekannte Diebe haben im historischen Museum der Stadt Mailand im Schloß Svorzesco eine Anzahl goldener und silberner Medaillen und Münzen im Metallwerte von 10 000 Lire gestohlen.

Schmugglertod. In der Nacht kenterte, wie aus Batum gemeldet wird, eine Feluke mit 41 Schmugglern, von denen 23 ertranken.

Für 150000 Rubel gefälschtes Papiergeld. Wie aus Thorn berichtet wird, wurde an der russischen Grenzstation Alexandrowa ein Ausländer festgenommen, der in einem Koffer mit doppeltem Boden 150 000 Rubel gefälschtes Papiergeld mit sich führte. Seine Begleiterin wurde ebenfalls festgenommen. Beide wurden nach Warschau gebracht. Hundert Rubel hatten beide bereits in Deutschland gewechselt.

Todessturz. Bei dem Bau der neuen Kriegshafen-Sperre in Pola stürzten drei Arbeiter beim Transport eines schweren Steines mit diesem über 20 Meter ab. Einer der Arbeiter war sofort tot, die anderen trugen lebensgefährliche Verletzungen davon.

Die Entdeckung einer unterirdischen Festung. Eine interessante archäologische Entdeckung ist dem französischen Gelehrten Henri Martin im Zusammenhang mit seinen prähistorischen Forschungen in der Charente gelungen. Unter dem Gutshof von La Ligerie in der Gemeinde von Gardes wurden Spuren eines unterirdischen Baus aufgefunden, der dem Altertum oder dem frühesten Mittelalter angehören muß. Es ist ein unterirdischer Zufluchtsort, eine Art Festung, die aus zahlreichen komplizierten Gängen und Höhlen besteht und in einer geräumigen, natürlichen Grotte endet, in der etwa 50 Menschen Unterschlupf finden konnten. Die in dem sehr harten Kalkfelsen durchgeführten tiefen Einschnitte können nur mit Eiseninstrumenten vorgenommen worden sein, wie überhaupt die ganze Anlage in langjähriger Arbeit vollendet sein muß. Ueber die Zeit der Entstehung dieses merkwürdigen Verteidigungsbaus ist noch nichts Näheres ermittelt.

Der Fesselballon als Schwebebahn. In den letzten Tagen des August wurde in der aufblühenden italienischen Stadt Viareggio ein eigenartiges Verkehrsmittel der Oeffentlichkeit übergeben, ein an einem Seil laufender Fesselballon, der die Küste von Viareggio mit den Gipfeln der Apuaner Alpen verbindet. Die Ballonhalle befindet sich außerhalb der Stadt. Bei ihr beginnt ein 800 Meter langes und 27 Millimeter dickes Drahtseil, das mit einer Steigung von 40 Prozent direkt zum Gipfel eines der Berge läuft. Die Fahrt des Ballons von der Station aus auf den Berggipfel geht ziemlich einfach vor sich. Der Ballon ist durch Rollen mit dem Seil verbunden, und zwar so, daß unter diesem die Gondel hängt, die außer dem Steuermann sechs bis sieben Personen aufnehmen kann. Aufstieg wie Rückfahrt werden durch sechs automatische Bremsen reguliert, außerdem ermöglichen es noch zwei Handbremsen, jederzeit die Fahrt zu stoppen. Ein Motor von 12 Pferdekräften, der ins Schiff eingebaut ist, gibt den Antrieb bei der jeweiligen Abfahrt. Der Flug des Ballons, der an dem Seil mit einer Geschwindigkeit von 30 Kilometern aufsteigt, nimmt sich ganz pittoresk aus; er schwebt mit gleichbleibender Sicherheit über Gipfeln wie Abgründen. Ausgedacht wurde dies eigenartige Verkehrsmittel von dem Kapitän Frassinelli und dem Ingenieur Porri-Lodi zu Mailand.

Treu bis zum Tode. Aus Sheffields wird gemeldet: Der Führer eines elektrischen Straßenbahnwagens war, während er auf einer sehr belebten Straße fuhr, plötzlich krank geworden. Mit der letzten Anstrengung gelang es ihm, den Wagen zum Stehen zu bringen und so ein größeres Unglück zu verhüten, dann sank er tot zu Boden.

Eine Urkunde über die Belagerung Jerusalems wurde in Oberägypten gefunden. Es stellt die erste authentische Urkunde über das berühmte Ereignis unter der Regierung des Titus dar.

Durch teilweisen Einsturz eines Tunnels der Erie-Eisenbahn in Jersey-City wurden neun Arbeiter getötet und zehn verletzt, fünf weitere werden vermißt.

39 Mann mit einem Trajekt gesunken. Aus Sheboygan (Michigan-See) wird gemeldet: Ein der De Pere-Marquette-Eisenbahn gehörendes Trajekt ist etwa dreißig Meilen von der Küste gesunken. 239 Mann der Besatzung sind ertrunken, drei konnten gerettet werden.

Nicht weniger als 15224 Leuchttürme existieren auf der ganzen Erde, wenn man nicht nur die großen mitrechnet, sondern auch kleinere, wie zum Beispiel die auf Schiffsbrücken errichteten. Die meisten Leuchttürme, nämlich 12 191 stehen, wie der „Prometheus" mitteilt, an den Küsten des Atlantischen Ozeans. Der Stille Ozean besitzt 2288, der Indische 674 und in den Polargegenden befinden sich 88.

Plattdütsche Vertellkes.

't Echo.

Beym ollen Groofen Westphal te Loor meldete sik en adligen Heeren taum Besaik an.

„Meyn Guatt", saggte dai süs sau fröndliche un laiwenswürdige Mann, „wat soll vie mit diäm stiewen, ingebildeten un lankweyligen Mensken anfangen? Ik wäit vüar d'r Hand kännen Raat. — Doch wachte — dat is 't richtige —, hy mot Schmidt von Kalle helpen. Dai kann diäm Foilefutt op seyn Gesöcke alläine d'n rechten Beschäid giewen un iähm ok gau noch u Snippken spielen."

Saufoot schickede de Groof noh Kalle un lait Schmidt bidden, moren middag taum Aetten noh Loor te kummen.

Ungefähr tau d'r selwen Tiet kamen andern Dages de beiden Gäste in Loor aan. De olle Groof begruißde jeden enzeln un stallte dann vöar:

„Mein Freund Schmidt, Kalle — Regierungsassessor Freiherr v. Winkelried, Münster."

Et durte nich lange, do wören Schmidt un de Baron im gelohrten Gespräät üwer Poletik un sau wat derhiär. v. Winkelried deh ganz klauk un üwerliägen. Domet kam hey die Schmidt annen Unrechten, dai wußte auk wat un konn't ok an 'nen Mann brengen. Häimlek freid sik Groof Westphal, dät de Käller d'm Freiherrn sau gründlich Beschäid giewen konn. Noh'm Koffedrinken kletern dai drei op diän haugen Biärg, wo de Utsichtsturm stäiht. Uowen aankummen laip Schmidt bolle vörop, bolle drächterhen. De Groof dachte foot:

„Dai hiät wat vüar."

Dät harre he ok.

„In dür Slucht is en grautartig Echo; passet mol op", saggte Schmidt füarn Freiherrn un dann raip he:

„Schmidt von Kalle."

„Schmidt von Kalle" kam't duitlik inter Slucht wier.

„Niu sind Se an d'r Riege, Herr v. Winkelried. Raupet auk mol Uggen Namen do in dät Luak, owwer en wenig harre."

Düse richtee sik hauge op un dann hoorte me tüsker iähme un d'm Echo ne nette Unnerhollung:

„Regierungsassessor —"

„„Blos us oppem Kopp —""

„Baron v. Winkelried —"

„„Diu olle Spiggewitt —""

„Aus Münster in Westfalen —"

„„De Duiker sall dio halen —""

Hai härre tworens nich alles verstohn, owwer 't söll wual siene Richtigkeit hewwen un 't wör jedenfalls en schoin Echo, meinde de Baron.

De Heer von Kalle nuckede taustemmend me'tm Koppe, un de Groof moggte sien Lief hallen vüor Lachen.

Swärenöiter.

In Amerika saaten emol twee Indianerhäuptlinge bie nem vörniämen Hären am Disch, — woll sieggen — an der Tafel. Biem Jätten wor ouk Mostert rümmerenket. Dei twee roen Männer kannten ower dat Tüg nich; sei dachten ower, et wär anstännig, van allem ätwas tau niämen. Dei junge Mann nahm also een düchtigen Liäppel vull un oat. Dai beet nu nich schlecht, ower so'n Indianer hiät siek in der Gewolt. Hei vertrock keine Miene, ower de Träne kullert iäm immer üewer de Backen raff. Dat hadde sien Oehme seihn un frog: „Warüm hühlst du?" Wat gaffte ower dei Schwärenöiter för ne Antwurt? „Jäck dachte grade an mienen Vaar. Dei es hüt vör en Jaar im Antariosee verfuoppen!" Un dobie rekte hei däm gurren Oehmen dat Mostertspöttken! Dei nahm dann auk nen gehörigen Liäppel vull un bollte ronnen diäm Ollen auk de Tränen üewer de Backen. Dei Junge madde en ganz dumm Gesicht un froug: „Oehme, wat es die dann?" Dei Olle: „Mie deit et so leed, dat du nich met verfuoppen büst, as dien Vaar undergont!"

Förster, und er fragte an, ob Else das Kind zu sich nehmen und seine Erziehung leiten wolle, zum Zeichen, daß sie ihm, der so tief in ihrer Schuld stände, verziehen habe? Er habe Erkundigungen eingezogen und wisse, daß sie einsam in ihrem gartenumhegten Hause lebe — er wisse auch niemanden, dem er seine Tochter lieber anvertrauen möge, wie ihr." Aus dem Brief klang die ruhige Sicherheit eines Mannes, der den jugendlichen Leichtsinn durch ernste Arbeit gesühnt hat.

In „Mutters Jasminlaube", schrieb Else ihre Antwort — und ein paar Wochen später kam mit sicherer Reisegelegenheit die kleine Förster in das Heim des alternden Mädchens, in dessen Seele beim Anblick der Kleinen die Mutterinstinkte, die in jeder echten Frau schlummern, erwachten. Nun lag der Garten nicht mehr so einsam da — die Bienen zogen nicht mehr, versonnen summend, endlose Kreise um die Rosenstöcke, sie machten sich eilig davon, wenn Klein-Lilly dahergelaufen kam und sie mit einem Lindenzweig fortscheuchte. Else selber erblühte unter dem Einfluß des fremden Kindes, mit dessen Gegenwart ihr das Leben plötzlich so reich und groß und köstlich inhaltsvoll dünkte. Gert Förster schrieb selten, er kam auch nicht herüber. Jahrelang, aber Lilly sandte ihrem Vater lange Briefe und Else erstattete Bericht über das Ergehen des Kindes.

Viermal hatten die Rosen geblüht, seit Lilly sich im alten Hause schnell Kindesrecht erworben. Nun trugen die Stöcke wiederum einen Reichtum an Knospen.

Fred, der junge Doktor, der seine Ferien stets in der Häuslichkeit seiner Schwester verbrachte, hatte eine Depesche gesandt mit der Nachricht, daß er den erhofften Assistentenposten in einer großen Klinik am Rhein erhalten habe und auf einen Tag herüberkäme, um sich die Glückwünsche von Schwester und „Pflegenichte", so nannte er Lilly scherzend, persönlich zu holen. Der eigentliche Grund seines Kommens war die Frage an Lilly, ob sie ihm an den Rhein folgen wolle als seine geliebte Frau.

„Aber Kinder, hinter meinem Rücken?!" sagte Else halb bestürzt, halb beglückt, als das Brautpaar zu ihr in die Jasminlaube trat, um ihren Segen zu erbitten. „Was wird dein Vater dazu sagen, Lilly?"

„Ja, Mütterchen Else, du mußt es ihm schreiben, daß ich Fred so sehr lieb habe," rief das junge Mädchen.

Else hatte es ja halb und halb kommen sehen, daß die beiden einander gut waren. Eine stille große Freude ging durch ihr Herz, als sie dem Brautpaar nachschaute, das, vom Nachmittagssonnenschein umflossen, zwischen den Rosenstöcken durch den Garten wandelte. Es war so, als wäre ihre eigene Rosenzeit lebendig geworden. Ja, die beiden dort waren Sonntagskinder, sie durften die Rosen brechen, die das Leben ihenen darbot — ihr, der Verblühten, hatte das Schicksal den vollen Kranz nur von fern gezeigt, um sie dann mit herbstlich-welken Blättern zu überschütten. Aber nun haftte sie ja Gerts Kind liebgewinnen dürfen; dadurch, daß er ihr Lilly gesandt, hatte er alles an ihr gutgemacht. Jetzt wollte sie an der Rosenzeit ihrer liebsten Menschen ihre Freude haben. Da klang ein rascher Schritt auf dem Gartenkies — lagen denn nicht lange Jahre zwischen dem Einst und Jetzt? — es war ja just wie damals, als Gert seine Braut so oft nachmittags in der Jasminlaube gesucht und gefunden hatte. Nun stand er vor ihr, so aufrecht und schlank wie einst, aber gealtert und gereift — ihr war es, als ob sie träume, als er ihre Hand ergriff und sprach: „Da bin ich nun, die Sehnsucht trieb mich in die alte Heimat."

Eine Woche später wußte Else, daß nicht nur die Sehnsucht nach Heimat und Kind Förster herbeigeführt hatte, sondern der immer heißer sich regende Wunsch, das einst geliebte Mädchen wiederzusehen und — wiederzugewinnen. Else sagte nicht nein, als er sie bat, ihm nach Kanada zu folgen.

Als die Rosen blühten, da führte er sie heim. . . .

Katuffelfüer.

De aolle Frau up den Acker steiht,
De Hiärwstwind üöwer de Stoppeln weiht.
Twee Säcke vull Winterkatuffeln, de staoht,
Düör ähren Fliet un Schweet all pradt.

Nu harkt se Katuffelkauf up'n Hucht,
Dat iss van Dau un Riägen 'n lück fucht,
Un bolle glumt et un glemmt et auk —
De Aolle kiek stur un stief in den Rauk.

Se süht in de längstverweihte Tied,
Ass iähr Wilm noch stonn an iähre Siet;
Se süht wu üm't Füer de Kinner springt,
Se häört wu se jucht un lacht un singt. —

Jähr Wilm, iähr Mann, gong längst ut de Tied
De Kinner sind in de Welt so wiet,
De driägt an iähr eegen Glück un Leed
De häbbt wull sölwst all Kinner — vell weet?!

De aollen Beller vüörüöwer gaoht,
De trüen Augen vull Water staoht,
Dat kümp van den Rauk, dat sall wull sien, —
Dat kümp nich van Moderhiärtens Pien.

Lehmi Lon-Fo

Ich weiß nicht, wie lange ich so gesessen, als Charlies

Ich weiß nicht, wie lange ich so gesessen, als Charlies fröhliche Stimme meinen Namen rief. Wie in einer Art dumpfer Betäubung erhob ich mich, mechanisch schloß ich mich ihm an, und ehe ich nur seine Absicht gewahr wurde, fand ich mich mitten im Familienkreise.

Ich war mir bewußt, einem hohen stattlichen Herrn vorgestellt zu werden, dessen gebräuntes Gesicht hinter einem langen blonden Bart halb versteckt war. Er war kein schöner Mann, aber ein Mann, der Aufmerksamkeit und Bewunderung erregte — dessen scharfe blaue Augen und intelligentes Aussehen einem die Ueberzeugung beibrachten, daß er seinen Weg in der Welt machen werde.

Seine Manieren waren etwas schroff zu nennen, nur wenn er mit Margaret sprach, lag eine so gewinnende Liebenswürdigkeit und Ehrerbietigkeit in seinem ganzen Wesen, daß selbst mein eifersüchtiges Herz ihn bewundern mußte.

(Fortsetzung folgt.)



Ein Vulkan in Frankreich. Auch Frankreich hat in seinen Grenzen einen Vulkan, allerdings nur einen Miniaturvulkan, der aber immer noch Zeichen unterirdischen Lebens gibt. Wenige Kilometer von Montélimar, bei dem Dorf Saou, liegt dieser Vulkan am Eingange einer wilden Bergschlucht. Schon im September 1906 hatte er schwarze Rauchwolken ausgestoßen und einige Steine ausgeschleudert, und im Mai 1907, den Tagen der allgemeinen Unruhe im Innern der Erde, hatte er sich von neuem bemerkbar gemacht. Die Einwohner des kleinen Dorfes gerieten dabei so in Schrecken, daß sie die ihm zunächst gelegenen Häuser räumten. Aber der vulkanische Felsen beruhigte sich bald wieder.



Die Anfänge der Kunstausstellungen. Woher stammt die Bezeichnung „Salon", die in Frankreich den großen Kunstausstellungen gegeben wird und die gelegentlich auch bei uns für derartige Veranstaltungen Verwendung findet? Diese in den Tagen der großen Ausstellungen zeitgemäße Frage wirft der „Gaulois" auf und beantwortet sie folgendermaßen: Als die Ausstellungen der „Herren Mitglieder der Königlichen Akademie für Malerei" zuerst organisiert wurden, fanden sie unter freiem Himmel im Garten des Palais Royal statt. Im Jahre 1669 wanderten die Aussteller dann in die „Große Galerie" des Louvre, die sich jedoch als zu umfangreich erwies und in zwei Abteilungen zerlegt wurde. Im Jahre 1725 siedelten die Künstler mit ihren Ausstellungen in den „Salon carré" des Louvre über, und seit dieser Zeit ist die Bezeichnung „Salon" für Kunstausstellungen überhaupt aufgekommen und hat sich bis in unsere Tage erhalten. Der Salon blieb lange in dem erwähnten Saal; da er jedoch bald für die große Zahl der Aussteller zu klein wurde, wurden verschiedene benachbarte Galerien hinzugenommen. Es war damals die glückliche, die jurysreie Zeit; jeder Künstler konnte seine Werke ohne weiteres im Salon ausstellen. Als unter der Julimonarchie der Louvre Nationalmuseum wurde, wurden die Ausstellungen abermals in das Palais Royal verlegt; dann mußten sie noch mehrfach umziehen, bis sie sich endlich im Jahre 1857 in dem mächtigen Industriepalast festsetzten.

Gestern und Heute.

Einträgliche Rezepte. In London starb vor kurzem Thomas Beecham, der sich mit den von ihm hergestellten Pillen dank einer ins Riesenhafte gehenden Reklame ein Millionenvermögen erworben hat. Welche schönen Summen überhaupt mit derartigen patentierten Pillen, Salben, Pflastern und Mixturen noch erworben werden können, davon gibt die Zusammenstellung einer englischen Zeitschrift eine lebhafte Vorstellung. Kaufmännisches Geschick ist natürlich dabei Voraussetzung, und der wichtigste Faktor des Erfolges ist und bleibt die Reklame. Aber die Hinterlassenschaften der Heilmittelerfinder beweisen, daß sie ihr Geld in dieser Hinsicht nicht zum Fenster hinausgeworfen haben. Thomas Holloway, der Besitzer der berühmten „Holloway Pills and Ointment", hinterließ 1883 bei seinem Tode außer seinem großen Immobilienbesitz ein Barvermögen von Mark 11 927 000; dabei aber war er ein Wohltäter größten Stils gewesen, seine Stiftungen gingen hoch in die Millionen und die Summen, die er für gemeinnützige Zwecke stiftete, werden auf gegen 40 Millionen geschätzt. Aber nicht nur mit Pillen kann man es zu etwas bringen. Der Erfinder der „Consumption Cure", George Handyside aus New Castle, der seines Zeichens ursprünglich ein biederer Schuhmacher war, hinterließ vor einigen Jahren 2 957 000 ℳ. Nicht schlechter steht es mit den patentierten Nahrungsmitteln; Fred Boden Benger verdiente sich mit seinem „Bengers Food" mehr als 20 Millionen, und durch die auch in Deutschland bekannte „Mellins-Nahrung" wurde E. A. Mellin zum mehrfachen Millionär. Ein anderes Beispiel ist die Hinterlassenschaft von James Dyson Perrins, von der Firma Lea und Perrins in Worcester, deren „Worcestersauce" so großen Ruf erlangte. Perrins hinterließ bei seinem Tode — ohne den Grundbesitz — 13 288 620 ℳ. Die Worcestersauce entstand bekanntlich aus einem indischen Currrezept: einem alten Koche, der mit seinem Herrn, einem Colonel aus Worcester, lange Zeit in Indien gelebt hatte, kaufte man das Rezept für 10 ℳ ab!

Humor.

Noch gar nichts. „Ich lese hier in der Zeitung," sagte Fritz, „daß ein Pferd mit einer Dame durchging, und daß sie infolgedessen sechs Wochen lang das Zimmer hüten mußte."

„Ach, das ist noch gar nichts," erwiderte Hans, „ich las neulich von einem Mann, der mit einem Pferd durchging, und er mußte infolgedessen sechs Monate lang das Zimmer hüten."

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt
für die
Stunden der Muße am häuslichen Herd.

Die beiden Deserteure.

Roman aus dem Seeleben.
Von Heinz E'Monts.

(3. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Wie heiß, zum Zerspringen sehnsuchtsvoll, schlug ihr Herz nach ihm, gerade heute.

Das machte, der Postbote hatte ihr am Vormittag einen Brief von Kling gebracht.

Einen kleinen, rosafarbenen Brief, in den liebenswürdigsten Worten abgefaßt.

In dem machte er ihr eine Liebeserklärung. Weil er persönlich nicht den Mut finde, schrieb er.

Sie hatte gelacht. Aber das Lachen ertrank in den heraufquellenden bitteren Tränen.

Es war ein Sonntag und der Vater hatte wegen eines Frachtgeschäftes drüben in Bremerhaven zu tun.

Auch Dörte, die Jungmaid, war über die Jade, um in Eckwarden ihre Eltern zu besuchen.

So fand sie Zeit und Muße, um ihren Gedanken nachzuhängen.

Sie hatte das leichte Gewebe der weißen Mullgardinen beiseite geschoben und blickte hinaus in den lautlosen Flockenfall.

Kein Lüftchen regte sich heute.

Selbst die Fichten, die das Haus bewachten, standen schweigend und stumm.

Nur in ihr wallte die heiße Not.

Es schneite immerzu.

Erst war es nur ein vereinzeltes Rieseln gewesen. Wie tanzende Moskitoschwärme hatten die winzigen Eissternchen sich in der Luft getummelt. Aber nun tropfte es vom grauen Himmel, in dicken, feuchten Flocken.

Mehr, immer mehr.

Und es war ein rastloses Gestiebe.

Drüben lag die Kirche, inmitten grauer feiner Gespinste. Sie schaute das Gotteshaus zu jeder Stunde, so oft sie ans Fenster trat. Im flimmernden Mondsilber und im leuchtenden Glanze der Mittagssonne, im fahlen und ungewissen Grau des frühen Morgens und im Purpur des sterbenden Tages.

Aber so wie heute war sie ihr noch nie erschienen. Es war fast beängstigend.

Mit einem Male wußte sie auch warum.

Sie war einmal in der Bückeburger Gegend gewesen zur Beerdigung einer entfernten Verwandten. Wie hatten die dorten noch üblichen Klageweiber sie in Erstaunen gesetzt. Kopf und Schultern trugen sie verhüllt mit einem schneeweißen Tuch, das dann in schweren Falten den Rücken hinabfloß über die glänzenden Farben der dortigen Nationaltracht.

Daran erinnerte sie sich, als sie das verwitterte Kirchlein erblickte, das so trübe in die nebelige Luft ragte in seinem weißen Schwanenpelz.

Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Auch sie beging ja ein Begräbnis.

Täglich, stündlich, in jeder Minute.

Das ihrer Liebe.

Es war doch zu hart.

Aber, fragte sie sich dann wieder, mußte es denn sein? Wie, wenn sie ihm ein wenig entgegenkäme?

Aber ach! Dann würde er sie vielleicht nehmen und achtlos beiseite werfen, wenn er ihrer überdrüssig war.

Wie alle die anderen.

In dem trägen Senken der Flocken draußen bemerkte sie plötzlich eine dunkle Gestalt, die durch den tiefen Schnee auf das Haus zustapfte.

Es war Waßmann.

Sie erschrak.

Was der wohl wollte?

Sie trat vom Fenster zurück. Ihr wurde plötzlich schwindelig, so daß sie sich am Tisch festhalten mußte.

Draußen ging das Tor. Sie vernahm, wie er sich den Schnee vom Zeug und von den Stiefeln klopfte. Dann pochte es.

Wie er aussah.

Die Beinkleider dreimal umgekrempelt, die Füße in derben Seestiefeln, naß durch und durch.

Alles triefte an ihm.

Er bat um Entschuldigung, wenn er mit seinen fetten, nassen Stiefeln den weißgescheuerten Fußboden beschmutze. Er würde gleich wieder gehen. Nur einen Gruß wolle er bestellen von Jochen.

Der habe sich den Fuß verrenkt und befinde sich im Lazarett. Aber es werde in einigen Tagen wieder gut sein.

Schließlich fragte er nach ihrem Vater.

Der wäre in Bremerhaven.

Dann möge sie ihn grüßen, auch von ihm.

Antjen stand noch immer auf dem alten Fleck. Sie war dermaßen befangen, daß sie dem Besucher nicht einmal einen Stuhl anbot.

Jetzt endlich, als Waßmann bereits wieder gehen wollte, bat sie ihn, er möge doch erst eine Tasse Kaffee trinken. Er sei ja völlig durchnäßt; er werde sich erkälten und — und — —

Stotternd brach sie ab, denn der junge Seemann hatte sie überrascht angesehen.

Sie fühlte, daß sie errötete, bis unter die Haarwurzeln.

Waßmann nahm die Einladung an. Aber dann müsse sie auch erlauben, daß er sich ein wenig setze.

Da wurde sie noch verwirrter und brachte etwas hervor wie eine Entschuldigung.

Dann eilte sie, die großgeblümte Decke auszubreiten, und holte den buntglasierten Kaffeetopf aus dem Schranke des gewaltigen Kachelofens.

Der ragte in glänzend braunem Gewand fast bis unter die dunkle Holzdecke. Die Seitenwände zeigten allerlei bunte Figuren, die Front die Jahreszahl 1611.

Waßmann, der sein Peajackett ausgezogen und zum Trocknen aufgehängt hatte, äußerte seine Bewunderung über das schöne Stück.

Sie hätten noch einen ähnlichen in der Staatsstube stehen, sagte Antjen. Der sei noch viel schöner. Wenn es ihn interessiere, könnten sie ihn nachher besehen.

Sie goß den duftenden Trank in die Tassen mit dem blauen Delfter Muster und bat zuzulangen.

Das Geschirr brachte einst ihr Großvater mit aus Holland, es wurde nur bei besonderen Anlässen gebraucht. Heute hatte Antjen es extra aus dem Glasspind in der Staatsstube geholt zu Ehren ihres Gastes.

Dann saßen sich die beiden gegenüber.

Waßmann verfolgte jede der anmutigen Bewegungen des Mädchens mit wohlgefälligem Blick.

Was war die doch so ganz anders als die meisten Ostfriesinnen, die gewöhnlich als plump verschrien sind.

Antjen war immer mehr aufgetaut.

Sie gab sich Waßmann gegenüber zum erstenmal als das frische Naturkind, das sie war, und der erstaunte, wie dieses frohe Lachen auf die sonst so wortkargen Lippen kam.

Um ihr Gelegenheit zum Sprechen zu geben, lobte er die Schönheit der massigen Zimmereinrichtung, die, wie er sagte, ihn anheimelte wie die Kajüte eines alten gemütlichen Seglers.

Manche der Möbel hatten eine interessante Geschichte.

Antjen erzählte deren einige und ihre Worte rannen wie silberhelles Bergwasser.

Auch auf den alten Kachelofen kamen sie zu sprechen.

Den hatte Antjens Großvater gekauft, als die Franzosen das Schloß zu Jever verbrannt und alles Inventar verschleudert hatten.

Zuletzt gingen sie in die Staatsstube, ihn zu besehen.

Als sie an dem Fenster vorbeikamen, an dem Antjen vorhin gestanden, erblickte Waßmann den Brief Klings, den sie achtlos hatte liegen lassen.

Deutlich las er die Adresse, erkannte er die oft gesehenen Schriftzüge des Obermaaten.

Nun war kein Zweifel mehr.

Eine tiefe Traurigkeit bemächtigte sich seiner. In der Minute noch hatte er über die Möglichkeit nachgedacht, daß er sich irre, daß alles, woraus er auf ein Verhältnis zwischen dem Unteroffizier und Antjen schloß, nur Zufall sei.

Nun war es aus.

Zerstreut hörte er die Worte Antjens mit an.

Dann ging er.

Hinaus in das silberne Rinnsal der fallenden Kristalle.

Antjen stand noch immer am Fenster, als seine hohe Gestalt längst verschwunden war.

Ein entsetzliches Grauen vor der Zukunft umfing sie und es war in ihren Augen, als wäre ein Stern erloschen am Firmament.

Immer dichter wurde das Rieseln des weichen Flaums da draußen. Es schien, als wolle er das ganze Dorf begraben unter seiner einschläfernden Decke.

Sie merkte es nicht.

Sie stand und starrte.

3. Kapitel.

Früh kam in jenem Jahr der Frühling ins Land. Aber die Luft war noch sehr herb und zauberte Rosen auf die bleichsten Wangen.

In jenen Tagen war vor dem Heuerbureau von Bas Hibson in Bremerhaven ein großes Gedränge, die Mannschaft wurde angemustert für die „Bremen".

Das war der große Transporter, der die Ersatzmannschaften für die Marineteile in Ostasien nach ihrem fernen Bestimmungsorte tragen sollte.

Und alle, die sich vor dem Gebäude drängten, waren in bester Stimmung.

Das machten der goldene Tag und die Aussicht auf lohnenden Verdienst.

Viele von ihnen hatten sich mit der erwachenden Erde aufgemacht und waren weit aus dem Innern des deutschen Vaterlandes den Küsten zugewandert; hungernd und bettelnd, häufig auch frierend, wenn das zusammengefochtene Geld zu einem Lager in der Herberge nicht reichen wollte und man im Freien kampierte, alle getrieben von der alten deutschen Wanderlust und der Sehnsucht nach der weiten blauen See. Von ihr hatten alle geträumt seit Jahren, erwarteten alle Erfüllung ihrer kühnsten Wünsche.

Mancher war schwer enttäuscht worden.

Sie hätten nur einmal Karlchen Rieser fragen sollen.

Das war ein Bäckergeselle aus dem Württembergischen, auch einer aus der Menge vor dem Heuerbureau.

Vierzehn Tage weilte er schon in Bremerhaven. Alle Heuerbureaus lief er ab, jeden Morgen und jeden Mittag; knurrend der Magen und zerrissen die Stiefel, aber noch immer wollte ihn keiner haben.

Er war halt ein bißchen schwächlich.

Und er brannte doch vor Lust, endlich einmal hinauszukommen auf das freie Meer. Und nun sollte er womöglich umkehren, dicht vor dem Ziel?

Nein.

Und Karlchen lief noch einmal so fleißig; er „kloppte" als „duster Kunde" alle „Winden" ab und kümmerte sich im übrigen den Kuckuck um die Sticheleien, denen er, der schiefbeinige Bäckergeselle, sich allenthalben ausgesetzt sah.

Da waren besonders die Befahrenen der Feuerleute.

Als Handwerksburschen gleich ihm waren die meisten nach Bremerhaven gekommen. Aber nun sie einige Reisen gemacht hatten, hielten sie sich für vollendete Seeleute und standen trotzig abseits. Die schwarzen Mützen im Genick, die qualmenden Kalkpfeifen zwischen den Zähnen, maßen sie die Unbefahrenen mit feindseligem Blick.

Sie sahen in denen ja nur unliebsame Konkurrenten und es fiel aus ihren Reihen manch böses Wort.

Alle aber horchten sie nach dem Bureau hin, aus dessen Fenster die Glücklichen aufgerufen wurden, die heute erwählt waren.

Plötzlich durchfuhr es Karlchen Rieser in freudigem Schreck.

Sein Name war gerufen worden.

Oder sollte er sich getäuscht haben?

Aber nein!

„Karl Rieser" erscholl die Stimme des Bas wieder.

Da schrie er „hier", so laut er nur konnte, und rannte die Treppe hinauf, so eilig, daß alles lachte.

Ja, Karlchen Rieser war angenommen als Kohlenzieher für die „Bremen", mit der Order, sofort an Bord zu gehen.

Der untersuchende Schiffsarzt hatte allerdings auch gemeint, ob er die Strapazen wohl aushalten könne. Aber Karlchen hatte darauflos gelogen, und der Doktor, der selbst erst seine Jungfernreise machen sollte, erklärte ihn gutmütig für tauglich.

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Die Hindus der Wüste geloben, keine Fische zu essen.
Goethe.

Tantchen Mabel.

Nach dem Englischen von Else Felsheim.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Dort trafen wir seine Schwester Margaret. Ich hatte mich oft ergötzt über die enthusiastische Weise, in welcher Charlie von der Liebenswürdigkeit und den zahllosen Vorzügen dieser Schwester gesprochen, wußte aber nicht, ob sie schön oder häßlich sei. Der erste Eindruck war entschieden ein sehr günstiger.

Margaret Spencer war eine edle Erscheinung, groß und schlank, mit sanften braunen Augen und glänzendem, schwarzem Haar. Eine gewisse, angeborene Würde ließ sie älter als Charlie erscheinen, obschon dieser bereits siebenundzwanzig Jahre zählte, während sie kaum ihr einundzwanzigstes vollendet hatte. Die junge Dame begrüßte mich mit einem offenen, freundlichen Lächeln, das ihre ernsten Züge wunderbar verschönte und ihr große Aehnlichkeit mit Charlie verlieh.

Die Tanten und Mr. Spencer fanden sich nun ebenfalls ein — das Diner wurde angemeldet — und ehe ich mich versah, war ich der Tischnachbar Tante Saras geworden. Charlie und Margaret saßen uns gegenüber und beobachteten mit mutwilligem Augenblinzeln meine kläglichen Versuche, den Anschein höflichen Interesses aufrechtzuerhalten an der nie endenden Flut von überspannten Phrasen, mit denen Tante Sara mich unterhalten zu müssen glaubte.

In Margarets weichem Herzen regte sich jedoch bald das Mitgefühl, aber vergeblich versuchte sie den Strom zu hemmen, indem sie mich nach meinem Leben zu Hause und anderem fragte. Verzweifelt gab ich jede Hoffnung an ein Entrinnen auf.

Als die Damen uns endlich verließen, entrang sich ein schwerer Seufzer der Erleichterung meiner Brust; für Charlies schelmische Miene hatte ich nur einen rachsüchtigen Blick.

Mr. Spencer zeigte bald Symptome von Schläfrigkeit; so gesellten wir beiden allein uns den Damen wieder zu, und Charlie schlug eine Mondscheinpromenade vor. Die Tanten fürchteten den Abendtau für Margaret, aber Charlie, der den flehenden Blick der Schwester auffing, kam ihr zu Hilfe und erklärte leichthin, daß von Tau gar nichts zu spüren sei und daß Margaret mitkommen müsse.

Welch unvergeßlicher Spaziergang unter dem prachtvollsten Sternenhimmel! Als ich an Margarets Seite dahinschlenderte und in ihr sanftes, vom Mond beschienenes Antlitz blickte, fühlte ich ein neues Leben in mir erwachen. Der herrliche Abend, die Schönheit meiner Gefährtin, ihre melodische Stimme, machten mein Herz in ungekanntem, süßen Glück erbeben. Als ich spät in der Nacht mein Lager aufsuchte, fiel ich bald in ruhigen Schlaf und träumte, wie nicht anders zu erwarten war, von Margaret und nichts als Margaret.

Die nächsten vierzehn Tage vergingen mit unglaublicher Geschwindigkeit. Charlie, Margaret und ich durchstreiften die herrliche Umgegend, skizzierten und malten nach Herzenslust. Glücklicherweise hatte sich Tante Sara eine Erkältung zugezogen und war außerstande, uns auf unsern Ausflügen zu begleiten, und wenn dann Charlie plötzlich eine fleißige Anwandlung bekam und Geschäfte halber zu Hause blieb, so war Margaret meine einzige Gefährtin. Das ernste, reservierte Wesen, das sie Fremden gegenüber zur Schau trug, war dann gänzlich verschwunden; vom ersten Tage an behandelte sie mich mit fast schwesterlicher Herzlichkeit, und wenn ich ihr auch anfangs dankbar dafür war, so genügte mir diese unbefangene Freundlichkeit für die Folge doch durchaus nicht. Ich hätte gewünscht, sie manchmal erröten zu sehen, wenn meine Blicke mit, wie ich glaubte, glühender Zärtlichkeit auf ihr ruhten. Ja, ich konnte es mir nicht mehr verhehlen, das stürmische Pochen meines Herzens, meine veränderliche Stimmung, der Verlust meines seither so vortrefflichen Appetits konnte nur eine Ursache haben: Ich liebte — liebte zum ersten Male in meinem Leben.

Dies war von ernster Bedeutung für mich, der ich zärtlicheren Gefühlen bisher durchaus nicht unterworfen war; es war keine vorübergehende Neigung, sondern lebenslanges Glück oder Unglück.

Eines Morgens, als ich mit Margaret im Garten saß und ihr vorlas, kam Charlie quer über den Rasenplatz und warf seiner Schwester einen offenen Brief in den Schoß mit den Worten:

„George Stanfords Schiff ist angekommen; morgen oder übermorgen wird er hier sein. Er schrieb an mich, weil er dich überraschen wollte; aber ich konnte nie ein Geheimnis bei mir behalten — also hier ist der Brief. Und nun wollen wir fröhlich sein, solange der Tag ist!"

Charlie war ein herzensguter Mensch, nur manchmal etwas zu redselig. Er hätte unser tête-à-tête wegen diesem George Stanford nicht zu stören brauchen. Was konnte Margaret daran liegen, ob er morgen oder übermorgen kam?

Ungeduldig, unsere Lektüre wieder aufzunehmen und Charlie los zu werden, wandte ich mich Margaret zu. Sie schien eigentümlich erregt — ja der Brief bebte in ihrer Hand! Warum erhob sie sich so hastig und eilte, mit einigen leise gemurmelten Worten der Entschuldigung, dem Hause zu? Und was bedeutete dieses plötzliche Weh an meinem Herzen?

„Charlie," fragte ich ungeduldig, „wer ist dieser George Stanford, dessen bevorstehende Ankunft dich mit solcher Freude, deine Schwester mit so auffallender Erregung erfüllt?"

„Guter Himmel," rief Charlie aus, „wußtest du denn nicht, daß Margaret seit ihrem achtzehnten Jahr mit ihm verlobt ist und daß, mit der Einwilligung meines Vaters, die Hochzeit in wenigen Monaten stattfinden soll? Ich habe dir doch ganz gewiß einmal von dieser Verlobung geschrieben."

Vielleicht war dem auch so; aber mein Herzweh wurde jetzt so heftig, daß selbst der flüchtige Charlie meine Qual bemerkte und in seiner Gutmütigkeit mir Zeit lassen wollte, mich wieder zu fassen.

„Ja," begann er zu erklären, „George Stanford stand die letzten drei Jahre als Arzt bei der chilenischen Armee in Canete. Jetzt hat er sich Erfahrung gesammelt, ein hübsches Vermögen erspart und kommt heim, um sich hier eine Praxis zu suchen und Margaret zu heiraten. Er ist ein fabelhaft guter Kerl; selbst die Tanten verehren ihn. Doch du wirst in den nächsten Tagen selbst urteilen können, und ich werde ungeheuer enttäuscht sein, wenn du nicht ebenso entzückt von ihm selbst bist, wie ich."

Nach dieser langen Rede warf Charlie sich in voller Länge auf den Rasen nieder und schickte sich zum Schlafen an. So konnte ich denn ungestört meiner trüben Gedanken nachhängen, bis ein plötzlicher Ausruf meines Gefährten mich aufschreckte. Ich sah Charlie hastig aufspringen und in größter Eile einem Mann entgegenlaufen, der rasch den Fahrweg daher kam. Wer konnte es sein?

Welch warme Begrüßung tauschten die beiden aus! Welch herzliches Händeschütteln — welch eifriges Fragen — welch hastiges Drängen nach dem Hause! Wer konnte es anders sein als George Stanford? Und ich? Ich saß allein und vergessen — nur einen Gedanken in meinem Herzen — eine Idee in meinem fiebernden Hirn — „Margaret verlobt! Margaret die Braut eines andern!"